

Erinnern von unten

Ausgabe Nr. 66, 17. Januar 2023



Neues Jahr, neues Glück? Wir lenken zum Jahreswechsel noch einmal den Blick zurück in die Vergangenheit. Mit der ersten Ausgabe 2023 stellen wir die Frage, wer, in welcher Form und an was erinnern darf.

Im letzten Jahr verging kaum eine Woche ohne teils hitzige öffentliche Debatten über rassistische und antisemitische Skandale. Zugleich wurden damit auch Fragen nach den Folgen und Kontinuitäten kolonialer beziehungsweise imperialer Herrschaft und nach dem richtigen Umgang mit der Aufarbeitung von Vergangenem in der deutschen Medienlandschaft verhandelt. Das wohl prominenteste Beispiel: Auf der Documenta 15 in Kassel stellte das indonesische Künstler*innenkollektiv ruangrupa ein Kunstwerk des indonesischen Kollektivs Taring Padi aus, indem die Schrecken, aber auch die internationalen Verknüpfungen der indonesischen Militärdiktatur aufgearbeitet werden. Auf dem Banner, so wurde wochenlang landauf-landab diskutiert, hantierte das Kollektiv dabei mit antisemitischen Bildelementen. Ebenso musste sich der palästinensische Künstler Mohammed al-Hawajri dem Antisemitismusvorwurf für sein Werk Guernica Gaza stellen. Beides Werke, die auf künstlerischer Ebene Erinnerungspolitik verhandeln.

Ohne tiefer auf die Verläufe der Debatten einzugehen (hierzu gibt es sehr detaillierte Veröffentlichungen der Kunstschaffenden selbst und weiterer kritischer Beobachter*innen), zeigt sich daran, wie eingespielt öffentliche Empörungen in Deutschland verlaufen. Der liberale und der konservative Mainstream ist sich ganz grundlegend einig über die Form der Erinnerungskultur – so sehr, dass sie Teil der Staatsräson ist.

Dieses Grundverständnis birgt jedoch eine gefährliche Selbsttäuschung. Eike Geisel brachte es mit seinem bitteren Bonmot der „Wiedergutwerdung der Deutschen“ auf den Punkt: Endlich kann man wieder ruhigen Gewissens Deutsche*r sein, schließlich habe man aus der Geschichte gelernt und weiß nun, wie man es besser macht. Es besteht keine Notwendigkeit mehr, diesen Konsens zu hinterfragen. Diese bundesdeutsche Mainstream-Erinnerungskultur hat vor allem die Beruhigung der Täterperspektive zum Ziel. Erinnerungspolitik wird als Zustand verstanden und nicht als – langwieriger, schmerzhafter, widersprüchlicher, empowernder – Prozess.

Zudem sind Erinnerungspolitiken oft begrenzt auf die Erzählungen hegemonialer Kräfte. Wie schwer der Kampf ums Erinnern ist, zeigt sich beispielsweise beim Gedenken an Opfer rechter Gewalt. Dieser Kampf muss von den Angehörigen und politischen Initiativen immer und immer wieder geführt werden; auch, weil die prägenden medialen Diskurse oft um die Täter*innen und nicht um die Opfer kreisen. Ausnahmen gibt es dennoch: So konnte beispielsweise die Initiative 19. Februar, die nach dem rassistischen und rechtsextremen Anschlag in Hanau gegründet wurde, mit

ihrer Kampagne #saytheirnames eine notwendige und lange überfällige Form des Erinnerns einfordern: eine, die sich der Erzählung von oben widersetzt, die Betroffenen und Opfer in den Fokus rückt und die öffentliche Debatte auf die politischen Forderungen der Angehörigen lenkt. Über diese Kämpfe berichtet auch Ibrahim Arslan, Überlebender des Brandanschlags in Mölln, in unserem Interview.

Es geht um Erinnerungsarbeit, die sich ergänzen und überlagern, die aber nicht darauf abzielen darf, sich gegenseitig auszustechen. Gerade das Erinnern von unten, wie etwa Erinnerungen an rechte und rassistische Gewalt, an minoritäre Solidaritäten und antifaschistische Kämpfe, Erinnerungen an internationalistische Konzepte wie den Pan-Afrikanismus, Erinnerungen aus der Diaspora oder Süd-Süd-Erinnerungen ermöglichen politische Zukunftsperspektiven und Ermächtigungsstrategien, die sich nicht auf vereinfachende Identitätskonzepte oder nationalistische Framings reduzieren lassen. Erinnern ist eine politische Praxis, die als eine Grundlage und eine Form politischer Kämpfe verstanden werden muss. In dieser Ausgabe geht es daher nicht um rückwärtsgewandte Vergangenheitsbewältigung, sondern vielmehr um den Umgang mit der Zukunft. Wir fragen also: Wie verhält sich also das individuelle Erinnern zum kollektiven? Welche Geschichten werden als wertvoll, als erinnerungswürdig empfunden? Wie sieht ein linkes Erinnern aus, dass an Verteilungs- und Klassenfragen geknüpft ist? Welche utopischen Potenziale birgt das Erinnern?

Diese Ausgabe wurde dankenswerterweise unterstützt durch die Rosa Luxemburg Stiftung – Gesellschaftsanalyse und Politische Bildung e.V.

In unserer April-Ausgabe 2023 wird es um Kontinuitäten ebenso wie neue Gestalten der Ausbeutung gehen.

Viel Spaß beim kritischen Lesen in 2023!

Auf der Suche nach Gerechtigkeit



Interview mit Ibrahim Arslan und Katrin Kirstein

Mit den rechten Morden Anfang der 1990er Jahre etablierte sich in Deutschland eine staatspolitische Form des Gedenkens, das die Betroffenen an den Rand drängte. Die Hinterbliebenen des Brandanschlags von Mölln haben sich dem aktiv widersetzt.

Ibrahim Arslan, Überlebender, und **Katrin Kirstein**, Anwältin der Familie, über die lange Auseinandersetzung mit Stadt und Gesellschaft und die Etablierung des selbstorganisierten Gedenkens nach den Möllner Brandanschlägen.

In Mölln passiert dieses Jahr einiges – es gibt eine Ausstellung, Workshops für Jugendliche, es gab Videoinstallationen usw. Hat sich in Bezug auf Gedenken in Mölln etwas verändert?

Ibrahim Arslan: Jetzt zum 30. Jahrestag gibt es natürlich extrem viele Anfragen von den Medien. Ich bin am Tag ca. zehn Stunden am Telefonieren. Dazu kommt wie jedes Jahr die psychische Belastung, wenn der Jahrestag kommt. Für uns ist das Gedenken permanent, es findet jeden Tag 24 Stunden, sieben Tage die Woche statt. Der 30. Jahrestag ist da für uns genauso besonders wie der 29. oder der erste. Gleichzeitig ist es wichtig, dass es nicht nur dieses Jahr Solidarität gibt von der Mehrheitsgesellschaft, sondern dass es immer Solidarität geben muss – und nicht nur an den runden Jahrestagen.

Katrin Kirstein: Die pandemische Krise – die eine gesundheitliche Krise war, aber natürlich auch eine ökonomische und soziale Krise – sowie ihre restriktiven Begleiterscheinungen, haben uns in eine paradoxe Situation gebracht. Auf der einen Seite wurden alle Widersprüche, die dem neoliberalen Kapitalismus dieser Phase innewohnen, genährt und hätten auch Konflikte, Organisierung und Kämpfe provozieren können. Trotz sich objektiv verschlimmernden Lebensbedingungen und wachsender sozialer Ungleichheiten sahen wir jedoch, dass es aus subjektiven Gründen weder Möglichkeiten gab, Kämpfe effektiv zu führen, noch die Debatte rund um die Pandemie in eine Klassenperspektive umzuorientieren.

Ibrahim Arslan: Sie sind gezwungen, etwas zu lernen! Wer möchte es sich am 30. Jahrestag mit der Familie verspielen? Sie werden auch von verschiedenen Institutionen unter Druck gesetzt. Ich hatte ein Gespräch mit der für das Gedenken zuständigen Person von der Stadt Mölln. Er sagte, der Sekretär des Bundespräsidenten habe angerufen und gefragt, ob sie mit der Familie kommunizieren würden. Dass sich die Stadt Mölln da kein Nein erlauben kann, ist auf die Arbeit der Betroffenen zurückzuführen. Sie sind es, die die weiße Dominanz-Gedenkkultur stören und die Entwicklung in Richtung einer respektvollen Gedenkkultur forcieren.

Ibrahim, du hast letztes Jahr dem damaligen Bürgermeister von Mölln, Jan Wiegels, ein Geschenk übergeben. Was war deine Idee dabei?

Ibrahim Arslan: Der Ex-Bürgermeister hatte zwei Amtszeiten in Mölln hinter sich. Er hat tatsächlich in all den Jahren nicht ein bisschen eingelenkt oder aus der Auseinandersetzung gelernt. Er hat tatsächlich auf einer Gedenkveranstaltung gesagt, dass wir, die Familie Arslan, einsehen müssten, dass die Stadt Mölln auch betroffen sei. Ich wollte ihm noch mal klar machen, dass es bei dem, was wir hier machen, um viel mehr geht als um Mölln. Wir möchten die Stadt und ihre Bevölkerung nicht in den Dreck ziehen. Im Gegenteil, wir wollen eine gesamtgesellschaftliche, falsch laufende Gedenkkultur hinterfragen. Ich habe ihm ein Paket überreicht mit einem Buch, in

dem es um Migration und die Gastarbeiter*innen-Generation in Deutschland geht. Ein weiteres Buch mit Namen von 300 Opfern rechter Gewalt. Und ein Taschentuch mit der Hoffnung, dass er eventuell Emotionen entwickelt, wenn er diese Bücher liest. Aber da Jan Wiegels so überhaupt gar keine Reaktion gezeigt hat, glaube ich nicht, dass sich bei ihm etwas verändert hat. Ich glaube, der Ex-Bürgermeister hat das einfach als ein Präsent entgegengenommen. Ich kann mir vorstellen, dass diese Bücher jetzt in seinem Schrank verstauben. Und ich bin fest davon überzeugt, dass sich die Stadt Mölln mit ihren Institutionen betroffener fühlt als die Betroffenen selbst. Das ist beschämend.

Katrin Kirstein: Viele haben der Familie Arslan nicht verziehen, dass sie Opfer in Mölln geworden sind. Es wurde immer wieder darauf hingewiesen, wie sehr der Ruf der Stadt unter dem Anschlag gelitten habe, über die betroffenen Familien aus der Ratzeburger Straße und die Familien Arslan und Yilmaz wurde nicht gesprochen. Die Isolation der Betroffenen war komplett. Vor zehn Jahren hast du, Ibrahim, gesagt, dass Opfer keine Statisten sein dürfen, sondern Hauptzeugen des Geschehens. Was hat dieser Satz bewirkt?

Ibrahim Arslan: Wenn es um Gedenkkultur geht, sollte jedem bewusst sein, dass die Betroffenen im Vordergrund stehen und eine zentrale Rolle spielen. Aus diesem Kontext heraus haben wir diesen Satz schon immer gelebt. Und so sieht man bundesweit, dass Betroffene überall intervenieren. Ein großes Beispiel dafür ist Hanau, dieser selbst erkämpfte Laden, der dort entstanden ist, schon ganz zu Anfang des Geschehens. Deswegen waren die Namen der Opfer aus Hanau am ersten Tag in der Zeitung. Das hängt auch mit solchen Sätzen zusammen. Wir sehen, dass Betroffene sich immer wieder anschließen. Manche von ihnen haben seit 20 oder 30 Jahren nichts gesagt.

Katrin Kirstein: Es ist wirklich so, dass Betroffene von Anschlägen aus den 1980er und frühen 1990er Jahren dazu kommen und erstmals anfangen zu sprechen. In den meisten Fällen sind sie nicht gehört worden oder hatten vorher nicht die Möglichkeit, weil sie allein gelassen wurden und sogar eher Angst haben mussten, wenn sie sich offenbarten als Opfer von rassistischer oder antisemitischer Gewalt. Denn in dem Moment konnten sie noch einmal zur Zielscheibe werden, weil es keinen gesellschaftlichen Schutz gab. Die Isolation der Betroffenen war komplett. Da nehme ich die Linke nicht aus. Wir waren genauso wenig am Start oder haben auch nur mal nachgefragt: Können wir irgendwas tun? Da sind wir alle etwas schuldig geblieben. Aber Betroffene setzen sich dafür ein, dass allen Betroffenen Gerechtigkeit widerfährt, dass die Gesellschaft lernt und dass es um andere Formen von Gerechtigkeit geht. Gerechtigkeit, die nur von Betroffenen selbst gestaltet werden kann.

Wie lief das Gedenken die letzten Jahre? Was hat sich verbessert – vor allem durch Druck von euch?

Ibrahim Arslan: Alles was bis jetzt schon von der institutionellen Ebene für Betroffene kommt, wurde erkämpft. Zum Beispiel wurden die Opfer-Entschädigungsgelder neu berechnet. Das bedeutet nicht, dass der Staat solidarisch ist. Die ganze Bürokratie, die wir hatten, als unser Haus angezündet wurde und wir dadurch obdachlos wurden, zeigt deutlich, wie sehr wir alleine gelassen wurden mit unserem Leid. Das Ganze ist von der Stadt Mölln gut protokolliert. Aber ich will das gar nicht auf die Stadt Mölln reduzieren, es war in den 1990ern gang und gäbe, Betroffene alleine zu lassen. Die Betroffenen aus Rostock-Lichtenhagen, Hoyerswerda und Solingen berichten das Gleiche.

Die vielen Menschen in den verschiedenen Orten haben sich in den letzten Jahren immer stärker vernetzt. Was bedeutet für euch Vernetzung?

Ibrahim Arslan: Als ich mit dieser Arbeit angefangen habe, ist mir ein beschämendes Bild aufgefallen. Und zwar, dass die weiße Antifa in der Vergangenheit nicht mit der migrantischen Antifa zusammengearbeitet hat. Es gab wohl viele unterschiedliche Ansätze oder Ansichten. Das erste, was ich gedacht habe, war: Wie kann ich es schaffen, meine türkischen oder meine

migrantischen Freund*innen in der Antifa-Szene mit den weißen Linken zusammenzubringen, mit denen ich auch gerne zusammenarbeite. Denn es gibt eine Gemeinsamkeit: Wir alle möchten Betroffene unterstützen, unabhängig davon, welche politischen Ansichten wir haben. Und ich finde schon, dass durch unsere Aktionen eine Art Frühling der Initiativen begonnen hat. Als das in Hanau passiert ist, hat mich die Stadt Hanau angerufen und gesagt: „Wie können wir denn solidarisch und respektvoll mit den Betroffenen in Hanau eine Gedenkveranstaltung organisieren?“ Ich habe gesagt: „Wieso fragen Sie da nicht die Betroffenen aus Hanau?“

Ihr sprecht oft von Solidarität und solidarischen Menschen. Was versteht ihr unter Solidarität?

Katrin Kirstein: Es gibt ein Kinderbuch, das heißt „Der gute Stern des Janusz K.“. Darin geht es um einen jüdischen Jungen der im KZ Buchenwald interniert war. Und da fragt einer ein Kind: „Was ist für dich Solidarität?“ Das Kind sagt: „Es ist eine Art Klebstoff.“ Ich glaube tatsächlich, Solidarität ist der Wille, sich zu verbinden, etwas mehr zu werden und sich nicht loszulassen, auch wenn es anstrengend wird.

Ibrahim Arslan: Warum sind meine Eltern nicht ausgewandert? Das habe ich mich immer gefragt, und es fragen mich auch Leute: „Warum lebt ihr noch in Deutschland?“ Zuerst: Deutschland ist unsere Heimat. Ich bin hier geboren, hier aufgewachsen. Für mich wäre alles andere inklusive der Türkei Ausland. Mein Vater sagte, dass die Solidarität der Menschen ihn hier in Deutschland gehalten hätte. Er hat immer mit der Hoffnung gelebt, dass es vernünftige, solidarische Deutsche gibt, die nicht rassistisch denken. Ich verbinde Solidarität mit meiner eigenen Gerechtigkeit. Ich werde Gerechtigkeit nicht in einem deutschen Gericht suchen, sondern immer bei den solidarischen Menschen.

**

Ibrahim Arslan und Katrin Kirstein sind Teil des Freundeskreises im Gedenken an die rassistischen Brandanschläge von Mölln 1992. Ibrahim Arslan ist Bildungsaktivist und Botschafter für Demokratie und Toleranz. Katrin Kirstein ist Anwältin der Familie Arslan.

Dieses Interview erschien zuerst am 15. November 2022 in der [analyse & kritik 687](#). Die beiden ak-Redakteur*innen Johannes Tesfai und Maike Zimmermann führten das Gespräch. Wir danken für die Erlaubnis zur Zweitveröffentlichung.

Zitathinweis: kritisch-lesen.de Redaktion: Auf der Suche nach Gerechtigkeit. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1798>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Eine erinnerte Zukunft



Essay aus der Redaktion

Eine kollektive Erinnerungsarbeit muss aus dem Gefühl der Melancholie und Nostalgie heraus Vergangenes, gegenwärtige Kämpfe und Utopie zusammendenken, ohne Widersprüche auszublenden.

Essay von [Redaktion](#)

Kritisch-lesen.de ist, neben vielem anderen, letztlich ein Erinnerungsprojekt. In unserem Selbstverständnis, an welchem wir immer wieder einmal Neujustierungen vornehmen, überdauerte bislang eine Passage die Zeit. Wir, so schrieben wir um das Jahr 2010 herum, haben als Schreibende eine besondere Verantwortung, denn:

„Die Vorstellung, im Schnellzug der Geschichte zu sitzen, die Zukunft gewiss in der Hand zu haben, führte und führt ins Elend. Wer meint, im Voraus zu wissen was sein wird, ergibt sich! ‚Kritisch‘ erhält somit einen entscheidenden weiteren Sinn: Die Erfahrungen aus den Niederlagen der Vergangenheit sind zu bewahren, zu reflektieren – und weiterzugeben.“

Das bedeutet, Vergangenheit beim Schreiben immer mit hineinzudenken – mit dem Anspruch, diese auf Veränderungen und Aktualisierungen zu überprüfen, sie mit dem Wissen und den Erkenntnissen der heutigen Zeit zu verbinden.

Maßgeblich an diesem Selbstverständnis mitgewirkt hat Fritz Güde, einer der Mitbegründer von [kritisch-lesen.de](#). Fritz verstarb 2017. Ein Jahr zuvor brachten enge Weggefährten eine Auswahl seiner Arbeiten in einem Sammelband heraus. Der Band trug den passenden Namen „Umwälzungen“ (siehe [kritisch-lesen.de #39](#)). Etwas hin und her zu wälzen, es genau auf all seine Bestandteile, auf verdeckte Bereiche, auf brüchige, gar zerbrochene Stellen, auf mögliche Reparaturmöglichkeiten zu prüfen – das funktioniert neben sinnlich-erfahrbaren auch mit metaphysischen „Dingen“, etwa mit Gedanken oder Argumenten. Und mit Erinnerungen.

In seinem Nachruf schreibt Sebastian Friedrich, der gemeinsam mit Fritz einst die Redaktion mitbegründete, sein langjähriger Genosse habe „Schutt und Scherben der Revolutionsversuche“ zusammengesammelt, er

„schob sie hin und her. Es ging ihm darum, die begangenen Fehler und Niederlagen im besten Sinne des Wortes zu überdenken. Er war der Ansicht: Das Material, aus dem etwas Neues geschaffen werden kann, besteht weitgehend aus Trümmerstücken.“

Für diesen Essay begeben wir uns in das Trümmerfeld. Es geht um die Frage nach Vergangenheitsanerkennung, Gegenwartsbewältigung, Zukunftsperspektiven. Um die Auseinandersetzung mit der Möglichkeit, sich nicht nur alternative Zukünfte, sondern auch verborgene, subalterne Vergangenheit(en) vorzustellen. Wir fragen nach der gesellschaftlichen Anerkennung derjenigen, die erinnern wollen; nach widerständigen Ritualen und mnemonischen Kampfarenen, politischen, (un)sichtbaren und paradoxen staatlichen Erinnerungspraktiken. Indem wir uns dabei kollektiv nähern, erhalten wir möglicherweise ein multidirektionales Bild. Wir befragen uns selbst und unsere Freund:innen nach (Un)Möglichkeiten des Erinnerns, nach Widersprüchen und Ambivalenzen, aber auch nach den Potenzialen und widerständigen Praxen. Das „Material, aus dem etwas Neues geschaffen werden kann“ – es liegt vielerorts schon vor uns.

Ausblicke vom Trümmerfeld

Die „Scherben zusammenkehren“ – was hat es mit dem Niederlagen-Motiv auf sich? Viele Theoretiker:innen haben sich mit diesem Aspekt der linken Erinnerungskultur beschäftigt, darunter etwa Bini Adamczak oder auch der italienische Marxist Enzo Traverso. Nach Letzterem schöpfen linke Bewegungen ihre Kraft oft aus einem bestimmten Gemütszustand: der Melancholie, dem wehmütigen Bezug auf das Vergangene. Seit der Französischen Revolution folgten auf Revolutionsversuche häufig Ausbrüche von Melancholie und Nostalgie – als ein Prozess der Trauer über die nicht verwirklichten Träume der Vergangenheit und die damit obsolet gewordenen Visionen der Zukunft. Der Begriff der Nostalgie (nostos und algia, „Heimat“ und „Sehnsucht“) meint dabei, nochmals zugespitzt, den Fall, wenn die Sehnsucht sich einer Vergangenheit zuwendet, die nie existierte.

Es kann also an etwas erinnert werden, was noch gar nicht bestand: an die Zukunftsbezüge der Vergangenheit. Das bedeutet auch, dass Erinnern gar nicht zwangsläufig an eigene Erfahrungen geknüpft sein muss; es kann auch vermittelt durch politische Sozialisation und soziale Prozesse erfolgen. Ein Erinnern „über Bande“, sozusagen. Das Erinnern kann auch deshalb seine Kraft entfalten, weil es dialektisch verstanden werden kann als ein Blick zurück, lernend, um für das Kommende gerüstet zu sein. Liegt das Potenzial des Zusammenspiels von Rückschau und Utopie darin, Vorstellungsräume zu schaffen, die den Kontrast zur einer „Welt, wie sie ist“ ermöglichen? Der eingangs schon genannte Fritz Güde bringt dies in einem seiner essayistischen Rezensionen auf den Punkt:

„Es muss im Bewusstsein der Niederlagen der Kampf angetreten werden, im schärfsten Blick auf die Entstellungen, die bisherige Revolutionäre sich antaten, um ein Jahr oder fünf Jahre oder gar zehn weitermachen zu können. Gerade nicht im fahlen Schein der guten Vorsätze, wir würden im Neujahrs-Schnee anders an die Sache herangehen. Nein, in der Gewissheit, dass unsere Züge nicht weniger entstellt, unsere Hände nicht weniger schmutzig sein werden als die jener, die uns vorangegangen. Aber mit dem kleinen Unterschied, dass wir aufeinander achten wollen, aufpassen, wann es mit uns so weit ist, dann die Narben und Wunden nicht verstecken und zudecken, sondern offen ins Licht halten (...).“

Was aber, wenn, wie Traverso schreibt, es – etwa nach dem Ende des real existierenden Sozialismus – keine Utopie mehr zu geben scheint, keinen Raum mehr für Bezugnahmen auf revolutionäre Umwälzungen? Wenn der Bezug auf die Vergangenheit dabei steckenbleibt, nur Widerstand zu sein gegen eine ungewünschte Gegenwart? Wenn vom Verlorengehen der Vergangenheit auch die Zukunft leidet?

Eine Möglichkeit könnte sein, überhaupt erstmal die Auseinandersetzung mit Erinnern und Melancholie zuzulassen, ohne sie als rückwärtsgewandt abzutun. Dabei müssen wir von einem Paradoxon ausgehen: Die einzige Möglichkeit, eine objektive Haltung gegenüber der melancholischen Nostalgie einzunehmen, besteht darin, sie subjektiv zu verinnerlichen. Es bedeutet eine Unterscheidung zwischen restaurativer und reflexiver Nostalgie: Niederlage und Verletzung nicht nur als Schwächung und Hindernis, sondern als Motor von Veränderung zu erkennen – denn „Trauer ist von Hoffnung untrennbar“ (Traverso 2019, S. 61). Reflexive Nostalgie ist im Stande Verwundungen und Scheitern als Ausgangspunkt zu nehmen, um sich in Beziehung zu setzen zu den Gedemütigten, den Ausgeschlossenen. Und von dort aus weiterzudenken.

Vergessen, um weiterzumachen

Dabei ist nicht für alle Menschen Erinnerung etwas, auf das sich zu setzen lohnt. Erinnern, sagt eine Freundin neulich Abend fast schon wütend, ist ein Privileg, das man sich leisten können muss. Sie sei es leid, dass es immer nur darum gehe, wie wichtig die Auseinandersetzung mit vergangenen

Geschehnissen doch sei: Die Leute sollen auf die Gegenwart klarkommen, da gebe es schon genug zu lernen. Dass die Linke sich immer nur mit der Vergangenheit auseinandersetze, die ihr in den Kram passe und dabei auch zutiefst eurozentrisch sei. Sie und ihre Familienangehörigen lähmten die Traumata der Vergangenheit; sie seien Blockaden, die das Weiterleben im Jetzt erschweren.

Das gab es doch schon im Alten Testament: Wer zurückschaut, wird zu Stein, wie die Frau von Lot, deren Namen natürlich keine:r kennt. Das Tabu des Erinnerns als Ausgangspunkt ist der Fokus auf ein Vergessen-Müssen. Und die Freundin steht damit nicht allein. Als wir für unsere Jugoslawien-Ausgabe mit zwei Aktivistinnen aus Bosnien und Herzegowina sprachen, brachten sie mit der Aussage „Nostalgie ist Zeitverschwendung“ ein ähnliches Gefühl auf den Punkt (siehe [Interview in kritisch-lesen.de #59](#)). Sie begründeten es damit, dass es durch die „Politik des Vergessens“, die den Ländern Post-Jugoslawiens von der internationalen Gemeinschaft auferlegt wurde, zu schwer sei, sich auf Vergangenes zu beziehen, ohne davon nur korrumpierte Versionen zur Verfügung zu haben. „Der Krieg ist Ground Zero“, wie Gorana und Nidžara es eindrücklich formulierten. Mit der Auslöschung von Leben, Städten, Zukünften erfolgte auch eine Auslöschung der Erinnerung an eine Zeit davor.

Allerdings: Erinnern und Vergessen sind zwei Seiten derselben Medaille. Sie bilden die Voraussetzung für die Existenz des jeweils anderen. Sich an alles zu erinnern ist genauso unmöglich wie gar keine Erinnerungen zu haben. Wie wird die Erinnerung so korrumpiert und umgeformt, dass sie ausgelöscht erscheint?

Entpolitisierung und Funktionalisierung von Erinnern

Die ökonomischen Kämpfe in Post-Jugoslawien wurden von einer konterrevolutionären Umdeutung der Geschichtsschreibung und des ideologischen Apparats begleitet, die sich nicht nur gegen die Erinnerung an die sozialistische Ära richtete, sondern auch und insbesondere gegen die Ereignisse vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Davon zeugen beispielsweise die Zerstörung zahlreicher jugoslawischer Partisanendenkmäler durch die kroatische Armee unter Präsident Franjo Tuđman in den 1990er Jahren, die Umbenennung von Straßen und Plätzen, die Vernichtung von Kulturgegenständen, Büchern, Bildern, Memorabilia und so weiter. Gleichzeitig fand eine staatliche Aneignung antifaschistischer Erinnerung statt. Der Wissenschaftler Gal Kirn spricht in unserem Essay der Jugoslawien-Ausgabe von der „ursprünglichen Akkumulation von Erinnerung durch den Staat“ (siehe [Essay in kritisch-lesen.de #59](#)) – dem Einsatz symbolischer Gewalt gegen die Vergangenheit, die auch eine Auslöschung von Ideen, die an unangepasste, partisanische oder sozialistische Subjekte und Zeiten erinnerten, umfasst.

Es ist eine Form restaurativer Nostalgie, eine reaktionäre Funktionalisierung von Erinnerung. Sie ist auf Nation, auf Kapital und Macht fixiert. Auch in Deutschland konnten der Aufstieg des Neoliberalismus und seine Attacken gegen wohlfahrtsstaatliche Errungenschaften nur mit einer Umdeutung der Vergangenheit bewältigt werden. Deutschland stilisierte sich nicht nur zum Exportweltmeister, sondern auch noch als Aufarbeitungsweltmeister – und zwar gleich zweier Diktaturen. Damit einher ging eine Verschiebung im kollektiven Gedächtnis, mit der sozialistische Geschichte und die der Arbeiter:innenbewegung abgewehrt und verdrängt wurde, und anhand derer nicht zuletzt nach 1989/1990 die Einheit der Nation als dominante Erinnerung neu legitimiert werden konnte. Erinnern, wie Vergessen-Machen, kann staatlich instrumentalisiert werden, um die gegenwärtigen Herrschaftsverhältnisse bis in die Vergangenheit hinein fortzuschreiben und zu legitimieren.

Hinter dem Vorhang

Aber auch subalternes Erinnern kann korrumpiert und seiner eigentlichen Stoßrichtung beraubt werden. Beispiel Frankreich: Parallel zur Verherrlichung des Kolonialismus lässt sich in den politischen Diskursen über die französische Kolonialvergangenheit eine weitere Dimension

auffinden. Koloniale Erinnerungen werden aufgegriffen und mit staatlichem Gedenken vermischt. Kolja Lindner (2011) nennt dies die „Nationalisierung der Erinnerung“: zugunsten einer zusammengestricken Geschichte einer kollektiven Kriegserfahrung wird im nationalen Gedächtnis beispielsweise die Rekrutierung und Behandlung der Kolonialsoldaten ausgeblendet. Solche Erinnerungen verschleiern, dass in Kriegen keine Gleichbehandlung herrscht, auch nicht zwischen den Kämpfenden einer Seite.

In einer solchen nationalen Erinnerungskultur wirkt eine Logik, die Stuart Hall für seine Analyse des autoritären Populismus herausarbeitet: gesellschaftliche Widersprüche aufzugreifen und herrschaftsaffirmativ „aufzulösen“. Um welche Nation es sich dabei handelt – um Frankreich, Deutschland oder die Türkei: durch ideologische Führung und politische Kontrolle über das Erinnern sowie der aktiven Einbindung eines populären Einverständnisses über das Erinnerte wird das nationale Selbstverständnis reartikuliert und mögliche Krisen nationalen Zusammenhalts zurückgewiesen. Erinnerungspolitik ist damit Teil großer politischer Hegemonieprojekte: Sie benötigt Zustimmung, ohne progressive Reflexionsprozesse anzustoßen.

Erinnerungspolitik hängt im europäischen Raum sehr eng mit der Frage nach der sogenannten Vergangenheitsbewältigung zusammen. „Gedächtnistheater“ nennt Max Czollek das deutsche Erinnern in Bezug auf Holocaust und Vernichtungskrieg in einem Gespräch mit dem *Deutschlandfunk* (2021): „Ein Theater, das ein Drehbuch hat, was einen Titel trägt. Und der Titel ist die Wiedergutwerdung der Deutschen“. Im Begriff schwingt Funktion und Farce mit, vermutlich, weil diesem Erinnern wie einer Theaterproduktion damit eine vorgegebene Dauer, eine Zielsetzung und auch Grenzen unterstellt wird. Die Beteiligten haben eine Position auf der Bühne, etwa die des Täter-Nachgeborenen und die des Opfers. Theaterstücke haben eine weitere Eigenart: Sie sind in die Realität nur teilweise eingebunden, irgendwann fällt der Vorhang, die Vorstellung endet und die Normalität setzt wieder ein: „Es muss doch auch mal wieder normal sein, es ist doch auch mal wieder genug“, mokiert sich Czollek. Nicht zuletzt schwingt die Annahme mit, dass in dieser durchchoreografierten Erinnerungskultur immer auch die Idee der Versöhnung innewohnt, um dieses Kapitel der Geschichte abschließen zu können.

Demgegenüber steht der unbedingte Anspruch, dass Erinnern unbegrenzt ist und auch sein muss: Das ist aktuell im Kontext des sogenannten zweiten Historikerstreits relevant, über dessen zentrale Debatten auch Rezensionen in dieser Ausgabe zu finden sind. Wenn Michael Rothberg (2021) in seiner Arbeit die Erinnerung an den Holocaust in Beziehung setzt zu weiteren historischen Traumata der Menschheitsgeschichte, dann stellt er diese Arbeit in die Tradition eines unbedingten Erinnerns als globale Praxis. Erinnern muss sich zwangsläufig mit dem Herstellen von Unterscheidungen und dem In-Beziehung-Setzen von Ereignissen beschäftigen, Erinnerung entsteht erst in diesem Prozess. Dirk Moses, der die Debatte mit einem Essay zum „Katechismus der Deutschen“ mitauslöste, schrieb etwa dazu: „Der Holocaust ist Teil vieler Geschichten: des Antisemitismus, der massenhaften Versklavung, von Aufständen in den Kolonien und von Vertreibungen, um nur einige Beispiele zu nennen.“ (Dirk Moses, 2021).

Die Engführung in der deutschen Erinnerungskultur, selbst wenn sie sich als progressiv und kritisch versteht, verunmöglicht Solidaritäten – unter anderem, indem real existierende Verschränkungen übergangen werden. Die von Moshtari Hilal und Sinthujan Varathajara 2022 in einem Instagram live angestoßene Debatte über die Verschränkung von Kapital und Rassismus bei Deutschen mit Nazihintergrund etwa verschiebt die Erinnerungs- und Integrationsdebatte zugleich. Sie fragt nach der Geschichte und den Kontinuitäten einer vermeintlich überlegenen Leitkultur, die identitätspolitisch aufgeladen ist, und verweist auf die faschistischen Wurzeln derselben.

Erinnern, um andere, subalterne Lebensgeschichten lebendig zu halten und die Erinnerung an geografische bzw. Klassen-Herkunft, an Vertreibung oder Ankommen in der Diaspora weiterzureichen, ist an die Zentralität einer *kollektiven* Erinnerung gebunden und in diesem Kontext auch zutiefst politisch. (Das unterscheidet sie von einem individuellen Familienerinnern

als genealogischem Unterfangen, als Aneignung eines „dynastischen Moments“, bei dem die eigene Blutlinie durch die hochbürgerlichen Unternehmer- und Fürstenfamilien hindurch bis ins Mittelalter verfolgt werden kann). Oft sind die öffentlichen Archive derer ungeschrieben, unbefüllt, fragmentarisch geblieben, die sie als Rückhalt und Vergewisserung ihrer eigenen Existenz am dringendsten benötigen könnten: die der Ausgebeuteten, Subalternen, Undokumentierten. Das soziale Erinnern dient als Orientierung in der Gegenwart, mithilfe dessen wir uns als Teil eines kollektiv geteilten Vergangenheitsbezugs verorten können.

Erinnern von unten

„Ich möchte von einem Archiv erzählen. Es trägt keinen Namen und hat keinen festen Ort. Es liegt verteilt im Land. In den Städten. In den Wohnungen. In Zimmern. In alten, verstaubten, lange nicht mehr geöffneten Schränken in den Kellern. Unter Häusern und Straßen.“ (Deniz Utlü, 2011)

Was für viele Bereiche der Geschichts- und Erinnerungsforschung und mehr noch für davon untersuchte Erinnerungspolitiken gilt: Sie haben eklatante Leerstellen, im öffentlichen Erinnern und auch in den Archiven. Dies wird in Bezug auf Geschlechterthemen sichtbar, in Bezug auf die Aufarbeitung rassistischer und kolonialer Vergangenheit, letztlich in allen anderen Feldern, in denen es um die Erinnerung derer geht, die Marginalisierung, Unterdrückung und Ausbeutung erfahren.

„In den letzten Monaten habe ich oft nach einer Tür gesucht, die in dieses ‚Archiv der Migration‘, so möchte ich es nennen, führt. Was ich fand, rückte für mich vieles in ein neues Licht. Ich stellte fest, wer kein Archiv hat, muss das Rad immer wieder neu erfinden. Und vielleicht entpuppt sich dieses Rad am Ende auch noch als Hamsterrad.“ (Utlü, 2011)

Marginalisierte Menschen haben im großen Erinnerungstheater kaum Raum; ihre Erfahrungen und Vergangenheitsbezüge stehen oftmals diametral zu den Erinnerungen, die eine Nation von sich selbst und von ihren Bürger:innen erzählen möchte.

„Ebenso wie andere Schwarze Deutsche und ImmigrantInnen wußte ich, daß selbst ein deutscher Paß keine Einladung zu den Ost-West-Feierlichkeiten [am 09.11.1989, Anm. d. Red.] darstellte. Wir spürten, daß mit der bevorstehenden innerdeutschen Vereinigung eine zunehmende Abgrenzung nach außen einhergehen würde – ein Außen, das uns nicht einschließen würde. Unsere Beteiligung am Fest war nicht gefragt.“ (May Ayim, 1997, S. 90)

Migrantisches, koloniales Erinnern ist getränkt von Gewalt, von systematischen Ausschlüssen, von Verachtung und Delegitimierung. Umso wichtiger ist es, diese Stimmen als integralen Bestandteil eines transnationalen Gedächtnisses ernst zu nehmen und nicht als passive Objekte. Rothberg spricht von einer „gemeinsamen Verantwortung für Dinge, die wir nicht getan haben“ (2018) – ein Ansatz, der dezidiert über subjektive oder Gruppenidentitäten hinausweist, indem er ein Verständnis von Erinnern auf der Grundlage universaler Verantwortung etabliert. Und dabei *noch* weiter reicht als der Erinnerungsfokus postkolonialer Herrschaftskritik, weil er den „migrant ‚double bind““ (Rothberg 2018) des Erinnerns mitdenkt: das Dilemma, sich sowohl den Platz der eigenen, transgenerationalen Erinnerung erkämpfen zu müssen, als auch den, in den (durchaus auch umkämpften) Erinnerungspraxen der Dominanzgesellschaft nicht teilnehmen zu *sollen*. So ist etwa in den von May Ayim erwähnten Feierlichkeiten rund um den Mauerfall – eine der zentralen Erinnerungstheater der Bundesrepublik, Sinnbild des nationalen Traumas und der Erlösung – eine generelle Abwesenheit von migrantischem Leben (aus der Türkei, Vietnam und anderen Ländern) festzustellen (obgleich zum Beispiel viele der Vertragsarbeiter:innen und nachfolgende Generationen in den Vierteln entlang der Mauer leb(t)en). Dies trägt zu einem Prozess des selektiven Vergessens bei, der Menschen von Erzählungen und Gedenkorten ausschließt, die gleichzeitig konstituierend für eine bundesdeutsche Identität sind.

Erinnern muss immer erkämpft werden, das ist klar. Aber ist auch dann noch nicht widerspruchsfrei. Erinnern an die Opfer und Orte rassistischer, rechter Gewalt war und ist zumeist ein selbstorganisiertes Erinnern, ein wütendes Erinnern, ein kontinuierliches Erinnern gegen das Vergessen. Oft genug können damit dennoch nur die bekannten Trampelpfade der Erinnerungspraktiken ausgeschöpft werden: hier eine Platz-Benennung gegen den Widerstand der Stadtverwaltung durchkämpfen, dort einen eigenen Redebeitrag an einem (in-)offiziellen Gedenkort und so weiter. Erinnerung ist an Orte gebunden, sie machen Vergangenes sichtbar, schaffen kollektive Momente. Orte sind in Erde, Stein, Beton und Stahl gegossene Erinnerung. Um sie zu kämpfen ist wichtig, keine Frage; sie schreiben sich mit Kraftanstrengung und langem Atem in den öffentlichen Raum ein. Der Fokus der Initiativen liegt auf Anerkennung, Repräsentation und Sichtbarmachung von (andauernder) Gewalt und einer aktiven Praxis von Memory-Making. Ob in Berlin, München, Hanau, Köln, Dessau oder Kassel: Wir klagen an! Wir erinnern! Wir werden weiter kämpfen!

*„Niemand wird vergessen
Hiç unutmadık, hiç unutmayacağız
Wir erinnern und wir kämpfen
Hiç unutmadık, unutmayacağız“
(Refpolk & Kutlu, 2015)*

Gleichzeitig bleiben die Beteiligten oft lange Jahre unter sich, Erinnerungskämpfe werden partikular und nicht als gemeinsame Praxis geführt: die weißdeutschen Antifa-Strukturen bei ihrem jährlichen Gedenken an den von Nazis ermordeten Silvio Meier in Berlin; Angehörige, erinnerungskulturelle Initiativen und politische Exilorgas bei den Demos für die vom sogenannten NSU ermordeten Menschen. In den letzten Jahren ist hier aber eine Veränderung zu beobachten, die Hoffnung macht.

Erinnern muss verbinden!

„Nicht in den Bändern der Zeit eingelegt zu sein wie eine Mumie, allen Techniken des Bewahrens eine Absage erteilen, die Schichten abstreifen, die Knoten aufdröseln, ihre Verknüpfungen nachgehen, die Knubbel ertasten, die Riemen umschnüren und ablösen, das ist Erinnerung.“ (Doron Rabinovici, 1997)

Die Passage aus Doron Rabinovicis Roman „Die Suche nach M.“ ist Teil eines Briefwechsels zwischen zwei jungen jüdischen Freunden. Mit (oft bissigem) Humor karikiert Rabinovici darin zwei Söhne von Auschwitz-Überlebenden, die beide in Wien leben. Der Roman und seine Beteiligten sind verstrickt in die spezifisch österreichischen Erinnerungs- und Verdrängungsdiskurse. Protagonist Arieh beschreibt das Erinnern als eine „Arbeit“, als Tätigkeit, die ausgeführt wird, um etwas von „Schichten“ und „Knoten“ zu befreien. Die Beschreibung, „alle(n) Techniken des Bewahrens eine Absage erteilen“, richtet sich gegen eine Konzeption der Erinnerung als ein Bild der Vergangenheit, das bewahrt werden soll; gegen eine Konzeption der Erinnerung als Darstellung der Geschichte, wie sie war. Eine solche Auffassung bedeute Mumifizierung. Im Roman bleibt Arieh nicht bei dem Beschreiben des Erinnerns stehen, sondern beginnt, sich darüber in Beziehung mit seiner Umwelt zu setzen. Erinnern als Praxis, Erinnern als andauernder und kollektiver Prozess, der sich auch vor dem Mitdenken gewaltsam unterbrochener Erinnerungsfragmente nicht scheut.

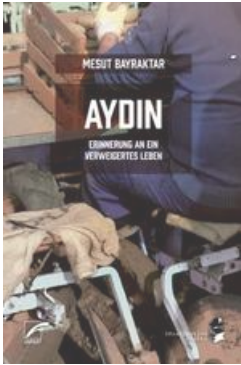
Ein eindrückliches Beispiel gemeinsam gelebten politischen Erinnerns mit weitreichender Wirkung ist die jahrelange Kollaboration von Esther Bejarano mit der Microphone Mafia rund um den Rapper Kutlu Yurtseven. Bei ihren Auftritten konnte auf ein Lied, das in einem Konzentrationslager zur Zeit des Deutschen Faschismus entstand, eines der internationalen Arbeiter:innenbewegung und dann eines aus der türkeistämmigen Diaspora folgen, um dann in einem antimilitaristischen Appell von Esther Bejarano oder in einem Ruf nach internationaler Solidarität zu münden. Das ist

Erinnerungsarbeit, die weit über nationale oder gruppenidentitätsbezogene Rahmen hinausgeht. Sie praktizierten das, was wir eingangs als *reflektierte* Erinnerungsarbeit bezeichneten: die Ambivalenzen von Nostalgie und Zugehörigkeit mit einer deutlichen Kritik an den Widersprüchen der kapitalistischen, nationalistischen, rassistischen Verhältnisse verbinden, im Beispiel vermittelt durch gemeinsame Musik. An Esther Bejarano zu erinnern, die 2021 verstarb, heißt auch, dieses Erbe weiterzutragen. Erinnern, um gemeinsam nach vorne zu denken – und zu kämpfen.

Verwendete Literatur

- Ayim, May (1997): Das Jahr 1990. Heimat und Einheit aus afro-deutscher Perspektive. In: Dies.: Grenzenlos und unverschämt. Orlanda Frauenverlag, Berlin.
- Deutschlandfunk Kultur (2020): „Warum muss die Pointe des Erinnerns immer Versöhnung sein?“ Max Czollek im Gespräch mit Philipp Schnee, 29.01.2020. Online einsehbar [hier](#).
- Lindner, Kolja (2011): Policing minorities and postcolonial condition. In: Baasner, Frank et al. (Hg.): Frankreich Jahrbuch 2010. Frankreichs Geschichte: Vom (politischen) Nutzen der Vergangenheit. VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien, Wiesbaden. S. 105 - 121.
- Moses, Dirk A. (2021): Der Katechismus der Deutschen. In: Geschichte der Gegenwart, 23.05.2021. Online einsehbar [hier](#).
- Rabinovici, Doron (1997): Die Suche nach M. Roman in zwölf Episoden. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Rothberg, Michael (2021): Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonialisierung. Metropol-Verlag, Berlin.
- Rothberg, Michael (2018): Inheritance Trouble: Migrant Archives of Holocaust Remembrance. Vortrag an der University of Minnesota. Online bei Youtube einsehbar [hier](#).
- Traverso, Enzo (2019): Linke Melancholie. Über die Stärke einer verborgenen Tradition. Übersetzt von: Elfriede Müller. Unrast Verlag, Münster.
- Utlu, Deniz (2011): Das Archiv der Migration. In: der Freitag, 31.10.2011. Online einsehbar [hier](#).
- Zitathinweis:** Redaktion: Eine erinnerte Zukunft. Erschienen in: Erinnern von unten. 66/ 2023.
URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1803>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Der Widerstand der Besiegten



Mesut Bayraktar

Aydin

Erinnerung an ein verweigertes Leben

Der Roman erinnert an den die Lebensrealitäten von Arbeitsmigrant:innen unter Klassengewalt und Rassismus sowie an den Widerstand gegen herrschende Diskriminierungs- und Ausbeutungsverhältnisse.

Rezensiert von [Berfe Budak](#)

„Immer wenn ich an den Körper meines Vaters denke, kommt mir bis heute zuerst der Geruch in den Sinn. Dieser Geruch ist ölig, es ist der Geruch der Fabriken und Maschinen, ein Geruch, der sich wie eine zweite Haut auf den Körper meines Vaters gelegt hatte, als ich ihn nach seiner Nachtschicht in der kleinen Küche bei Morgendämmerung begrüßte.“ (S. 77 f.)

Ein Geruch, den auch ich kenne. Solche biografischen Anekdoten sind Erinnerungen, die sich in das Gedächtnis eines jeden (Gast-)Arbeiter:innenkindes eingepägt haben, so auch in meines – als Enkelin von Arbeitsmigrant:innen und Tochter eines Facharbeiters. Mesut Bayraktar gelingt es in seinem Roman „Aydin – Erinnerung an ein verweigertes Leben“ nicht nur, die Geschichten seines Onkels auf Grundlage von Berichten und Beobachtungen wiederzugeben, sondern er erzählt auch über das Leben vieler Menschen dieser Gesellschaft, die unter Klassengewalt leiden.

Mit Äußerungen wie „Denke nie, dein Leben ist etwas Einzigartiges. Das ist es nicht“ (S. 13), macht Bayraktar auf geteilte Lebensgeschichten der Arbeitsmigrant:innen und ihrer Kinder aufmerksam, die aus Dörfern und Städten in der Türkei stammen. Es geht um zerrissene Familien oder den Wunsch nach besseren Lebensverhältnissen – und gleichzeitig um die Entmündigung und Entrechtung durch einen kapitalistischen Staat, der nur darauf aus ist, die Arbeitskraft junger Frauen und Männer zu verwerten.

Der Weg in die Zwänge und Ketten

Zu diesen jungen Menschen gehört auch Aydin, der 1982 mit 15 Jahren aus der Türkei nach Deutschland einreist, um die Sehnsucht nach seinem Vater zu stillen, ohne den er bis dahin aufgewachsen ist. Der Weg führt Aydin aber vor allem in die Zwänge und Ketten der deutschen Industrie. Die Anerkennung und Zuneigung, die er seinem Vater entgegenbringt, werden nicht erwidert, da sein Vater wegen der gebrochenen Bindung und der Härte des Lebens im Arbeitsexil nicht dazu fähig ist, Emotionen zu zeigen. Zudem konnte er durch die lange Trennung keine Erfahrungen im Umgang mit den eigenen Kindern machen. So wächst Aydin in der Obhut seines älteren Bruders auf: „Die Pubertät hatte er (...) übersprungen, nein, sie wurde ihm verwehrt“ (S. 47). Aydin beginnt nach seiner Schulpflicht, ohne eine Wahl gehabt zu haben, seine Arbeitskraft in einer Gürtelfabrik zu verkaufen. Lebenserfahrung sammelt er vor allem auf der Straße, durch Freund:innen, in der Disco und durch seine Liebe zu Britta. Neun Jahre lebt Aydin in Deutschland, neun Jahre, in der Rassismus und die Klassengewalt seinen Körper zeichnen. Neun Jahre, bis er, als sein Körper und Verstand nicht mehr genug verwertet werden können, vom deutschen Staat in die Türkei abgeschoben wird. Und auch dort, ausgelaugt und kaputt nach Jahren der Ausbeutung, kann er nicht mehr an vorherige Verbindungen anknüpfen.

Durch die persönlichen Gedanken Bayraktars, die mehrere Seiten füllen, ist es möglich, auch ihn als Autor näher kennenzulernen. Zeitgleich ist es ein Versuch, auf Kontinuitäten in unserer Gesellschaft aufmerksam zu machen, die in Verbindung stehen mit Ausbeutung, Rassismus, Schmerz und Sehnsucht. Immer wieder zeigt Bayraktar die gesellschaftlichen Widersprüche auf, spricht von institutioneller Diskriminierung und verweist auf historische Ereignisse wie den Militärputsch 1973 in Chile, der eine sieben Jahre lange Militärdiktatur zur Folge hatte. Bayraktar mahnt mit Worten der Erinnerung an den Mord von Oury Jalloh im Jahr 2005, die NSU-Mordserie oder den rechten Anschlag in Hanau am 19. Februar 2020. Als DNA des Rassismus bezeichnet er die kapitalistische Gesellschaft, die durch die bürgerliche Ideologie versucht, die Arbeitenden und die Gesellschaft zu spalten. Fragmente des persönlichen Gedenkens, verschüttete Erinnerungen, und Erinnern als politische Aktion, als Widerstand gegen Klassenabwertung und rassistische Zurichtungen werden dabei vom Autor immer wieder von neuem zusammengefügt.

Auch wenn im Roman öfter von „Leid“, den „Besiegten“ oder den „Geschlagenen“ gesprochen wird, handelt es sich dabei nicht um eine Viktimisierung von Menschen mit Migrationsgeschichte. Es wird im Gegenteil auf ihren Mut aufmerksam gemacht, gegen das ausbeuterische System das Leben in die Hand zu nehmen.

Erinnerung heißt, nach Veränderung zu streben

„Aydin“ erschien 2021, dem Jahr, in dem sich das Anwerbeabkommen zwischen Deutschland und der Türkei zum 60. Mal jährte. Ein Grund zum Feiern? Nein – und dennoch: Zu feiern sind die geführten Kämpfe der Arbeitsmigrant:innen für bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen. Ihr Widerstand gegen die herrschenden Diskriminierungs- und Ausbeutungsverhältnisse ist jener Teil der deutschen Arbeiter:innenbewegung, der häufig in Vergessenheit gerät. Das Erstreiten gleicher Rechte innerhalb der gesellschaftlichen, politisch-ökonomischen und sozialen Verhältnisse war ein bedeutsamer Motor für Veränderung: Errungenschaften wie die Veränderung des Betriebsverfassungsgesetzes vor 50 Jahren und das Erlangen des aktiven und passiven Wahlrechts und somit betrieblicher Mitbestimmung sind Rechte, die wir den Kämpfen von Arbeitsmigrant:innen zu verdanken haben. Auch wenn wir nie genau erfahren werden, ob und in welche Arbeitskämpfe Aydin involviert war, zeigt sein Leben, dass er auf individueller Ebene Widerstand leistete: Etwa, indem er nicht nur der „fleißige Arbeiter“ war, wie der deutsche Staat es haben wollte. Wie vielen anderen gelang es ihm dennoch nicht, den Widerstand politisch zu organisieren und er zerbrach an den Widersprüchen der herrschenden Gesellschaft.

Mesut Bayraktar verwendet eine ausdrucksvolle Sprache, die Emotionen und Verstand anspricht, und Leser:innen Teil der Geschichte werden lässt. Zugleich kommen die Kritik am herrschenden System sowie eine politische-ökonomische Einordnung der Verhältnisse und philosophische Gedanken nicht zu kurz. Bayraktar hat einen Roman geschaffen, in dem er Menschen eine Stimme gibt, die oft nicht gehört werden. Erinnern heißt, nach Veränderung zu streben: Das Vergangene in die Gegenwart zu holen, für die politischen Kämpfe von heute auf Spuren zu untersuchen. Der Roman leistet genau das.

Mesut Bayraktar 2021:

Aydin. Erinnerung an ein verweigertes Leben.

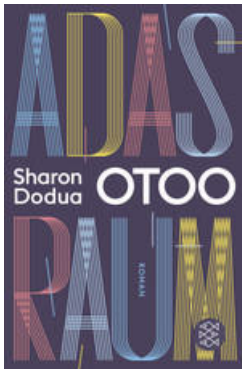
Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3897716148.

148 Seiten. 14,00 Euro.

Zitathinweis: Berfe Budak: Der Widerstand der Besiegten. Erschienen in: Erinnern von unten. 66/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1789>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Die Erinnerung der Dinge



Sharon Dodua Otoo

Adas Raum

In diesem Roman erzählen uns Besen, Türklopfer und Windböen, wie sich Erinnerung, Leid und Hoffnung über Jahrhunderte hinweg reproduziert und gegenseitig bedingt.

Rezensiert von [Clara Zink](#)

Die Geschichte handelt von Ada. Und von Ada. Und von Ada. Und von Ada. Sie beginnt im westafrikanischen Totoppe im Jahr 1459, als Ada gerade Abschied von ihrem verstorbenen Baby nimmt. Sie endet in Berlin in einem Jahr, das vielleicht 2019 sein könnte. Die schwangere Ada ist hier auf verzweifelter Wohnungssuche. 1848 versucht die britische Mathematikerin Ada Lovelace, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Und 1945 ist Ada Prostituierte im KZ Mittelbau-Dora. Vier Lebensläufe von vier Adas erstrecken sich über sechs Jahrhunderte. Ada ist aber noch viel mehr als das, sie steckt in Türklopfern, Reisigbesen, in Windböen und einem Reisepass. Denn die Lebenszeit eines Menschen ist bekanntlich begrenzt, und wenn nach Adas Tod eine neue Reise auf der Erde für sie beginnt, landen nicht immer alle Teile von Adas Seele wieder in einem menschlichen Körper. Als Gegenstände bleiben sie dann in Adas Leben involviert und erzählen ihre Geschichte aus auktorialer Perspektive.

Sharon Dodua Otoos Erzählungen aus dem Leben der vier Protagonistinnen sind keineswegs chronologisch aufgebaut, sondern werden in sogenannten „Schleifen“ erzählt. Die jeweiligen Ausschnitte aus Adas Leben wechseln sich in unregelmäßigen Abständen ab und nehmen mal mehr, mal weniger Raum ein. Das ist manchmal unübersichtlich und kann dafür sorgen, dass man in einigen Momenten nicht immer gleich weiß, um welche Ada es gerade geht. Als Erzählweise ist die Schleifenform aber konsequent, denn Adas Leben sind miteinander verbunden: Zum einen symbolisch über ein Armband, das im Leben jeder Ada eine Rolle spielt und von einer Generation in der nächsten landet. Vor allem aber durch Erfahrungen, die sie miteinander teilen und die sich bisweilen überschneiden.

Achtsam Geschichten von Leid erzählen

Es fiel mir anfangs schwer, mich in Gänze auf die qualvollen Erzählungen einzulassen, die den ersten Teil des Romans ausmachen und die sehr hastig durch schmerzhaftes Lebenstappen der Protagonistinnen führen. Ich hatte zunächst das Gefühl, zu wenig Berührungspunkte zu finden, um mich mit den Figuren identifizieren zu können. Und das Bedürfnis, Distanz zu wahren. Dabei schreibt Otoo diese Geschichten des Elends sehr achtsam auf: Sie nimmt sich die Zeit und erzählt sie auch mal in Umwegen und Andeutungen, um dort nicht explizit zu werden, wo es nicht nötig ist. Damit zollt sie den Protagonistinnen Respekt und zwingt die Leser*innen nicht dazu, sich in potenziell retraumatisierende Situationen zu begeben. Einblicke in das Leben der Ada, die zur Prostitution gezwungen wird, erfahren wir zum Beispiel, indem Otoo beschreibt, wie diese sich in ihr Innenleben zurückzieht und von ihrem Körper abspaltet, um das Erlebte zu ertragen:

„Eine Ruhe kehrte jedenfalls in Ada zurück. Das passierte immer, wenn sie sich spaltete. Ihre menschenähnliche Hülle blieb dann stets im Zimmer, bereit für die, die kommen würden, während sie selbst nach draußen driftete und sich vor das Fenster legte.“ (S. 91)

Ein intersektionales Erzählpotenzial

„Das war ja mein Ziel, dass ich einen Roman schreibe für Schwarze Menschen, die in Deutschland leben, arbeiten, lieben, Kinder erziehen (...) ich freue mich aber auf jeden Fall, dass der Roman auch Relevanz hat für weitere Personen“ – so beschreibt Sharon Dodua Otoo im Podcast von Tupoka Ogette die Intention, die sie zum Schreiben von „Adas Raum“ bewegt hat. Im Buch erzählt sie das Leben einer explizit Schwarzen Ada, für alle anderen Adas werden lediglich ab und zu Andeutungen gemacht, die zumindest für mich als Rezensentin keine Schlüsse auf individuelle Positionierungen oder Identitätsmerkmale zulassen – bis auf eines: Alle Vier teilen ihre Erfahrungen als Frauen, die in eine patriarchale Welt hineingeboren werden und denen ein Gros an Leid durch Männer zugefügt wird.

Das große Unrecht, das den vier Protagonistinnen widerfährt, ist aber nicht nur auf eine, sondern auf das Zusammenspiel vieler verschiedener Formen von Diskriminierung zurückzuführen. Otoo spannt mit ihrem Roman einen Bogen von Kolonialismus über den Holocaust bis hin zu Alltagsrassismus. Die Erfahrungen von jeder einzelnen Ada prägen Adas Leben. Sie sind ineinander angelegt, bedingen einander, potenzieren oder wiederholen sich manchmal – als Erinnerungen, als vererbte Traumata, aber auch als Hoffnungsträger. Denn schlussendlich sind die Erfahrungen, welche alle Adas miteinander teilen, nicht nur von Gewalt geprägt. Sie zeichnen sich auch durch Mut und Lebenswillen aus, häufig auch von Mutterschaft angetrieben. Und durch Frauen, die solidarisch füreinander eintreten und als Freundinnen oft der einzige Lichtblick in der Finsternis sind. Auf diese Weise lotet Otoo mit „Adas Raum“ neue Wege für ein intersektionales Erzählen aus, das die Verwebungen von Diskriminierungserfahrungen und den mit ihnen verbundenen Erinnerungen sichtbar zu machen vermag.

Erinnern und Vergeben

Die Erzählung aus Adas Leben in Berlin setzt im Buch etwas später ein und bietet schließlich mehr Raum für Hoffnung als die anderen Lebensläufe. Erstmals bleibt Ada hier etwas Zeit, um zur Ruhe zu kommen. An dem tragischen Schicksal, das Ada 1459 in Totope widerfährt, knüpft Ada 2019 in Berlin erneut an: Ungerechtigkeit und Diskriminierung sind in diesem Leben genauso präsent, sie verlaufen aber nicht unmittelbar tödlich. Gleichzeitig sind sie komplexer geworden. Dasselbe gilt für Täter*innenschaft und Schuld – zum Beispiel, wenn wir hier eine Person kennenlernen, die Ada Gewalt angetan hat und die von Ada geliebt wird. Erstmals drängt sich an dieser Stelle die Frage auf, ob Vergebung möglich ist.

Dass Otoo mit „Adas Raum“ die Perspektive auf Ungerechtigkeit ausdehnt, ist auch auf die auktoriale Erzählweise zurückzuführen, die im Roman einigen ausgewählten Gegenständen zufällt: So ermöglicht uns der Blickwinkel eines Türklopfers im Jahre 1848 nicht nur einen Einblick in das Leben von Ada Lovelace, sondern richtet die Aufmerksamkeit auch auf die Situation von Adas Zofe Lizzie, die als irische Geflüchtete in London von gesellschaftlicher Ausgrenzung und bitterer Armut betroffen ist. Als Türklopfer ist die Erzählerin enttäuscht davon, nicht näher ins Geschehen eingreifen zu können. An späterer Stelle im Buch nimmt sie hingegen die Form eines Reisepasses an und ist überrascht von der Macht, die sie verkörpert. Otoos Entscheidung, diese Sprecher*innenposition Gegenständen zuzuweisen, ist ungewöhnlich und mutig. Sie kann als Appell verstanden werden, mit neuen Spielarten zu experimentieren, um von Erinnerung zu erzählen.

Zusätzlich verwendete Quellen

tupodcast, „Über Adas Raum mit Sharon Dodua Otoo“. Podcast von Tupoka Ogette, Folge vom 2. April 2021.

Sharon Dodua Otoo 2022:

Adas Raum.

S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M.

ISBN: 978 3596299386.

320 Seiten. 14,00 Euro.

Zitathinweis: Clara Zink: Die Erinnerung der Dinge. Erschienen in: Erinnern von unten. 66/ 2023.

URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1790>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Standortsuche der Arbeiterklasse



Sven Lindqvist

Grabe, wo du stehst

Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte

Statt sie als Identitätspolitik zu verschmähen, sollten Erfahrungen und Erinnerungen von Arbeiter_innen ins Zentrum westlicher Erinnerungspolitik gesetzt werden.

Rezensiert von [Lotte Warnsholdt](#)

Sven Lindqvist, promovierter Literaturhistoriker und Enkel eines Zementarbeiters, schreibt 1978 ein Handbuch für Arbeiter_innen, die ihre historisch gewordenen Lebensverhältnisse erforschen wollen. Am Beispiel der Zementindustrie Schwedens durchforstet er die Archive kapitalistischer Industrienationen. Etwa zehn Jahre später erscheint das Buch in der deutschen Übersetzung und wird hierzulande zu einem zentralen Werk für die gewerkschaftlich unterstützten Geschichtswerkstätten der 1980er Jahre. Es steht ganz in der Tradition der „Geschichte von unten“, die sich dem Alltag derjenigen zuwendet, die nicht auf der Seite der Gewinner im Kapitalismus stehen.

Lindqvist beschreibt aus materialistischer Sicht die Industriegeschichte Schwedens und wie es zum wirtschaftlichen Erfolg des Landes gekommen ist. Ein solch explizit Arbeiter_innen-orientierter Ansatz findet sich heute selten auf den Bestsellerlisten. Allein deshalb lohnt sich der Gang in die Bibliothek, um das vergriffene Buch zu leihen.

Aber was sagt uns „Grabe, wo du stehst“ heute im Jahr 2023? Dort zu graben, wo man steht, bedeutet – auch wenn es tautologisch klingt – auch dort zu stehen, wo man gräbt. Es mahnt uns, auf die eigene Geschichte zu schauen und vor der eigenen Haustür zu kehren. Nach einer Standortsuche und eigenen Situierung, weist das Buch nämlich auf die eigentlich zentrale Frage hin: Wie stehen und graben wir? Wessen Geschichten werden erzählt und wessen Geschichten sind immer noch zu staubig und grau, um ans Tageslicht zu kommen?

Klassengesellschaft

„Die Arbeit, die Du machst, haben vor Dir andere getan. Wer waren sie, wovon träumten sie, was haben die ausgerichtet, wie kann man sie kennenlernen?“ (S. 20) oder

„Fang damit an, alte Protokolle, Briefe und andere Papiere Deiner eigenen Gewerkschaft aufzustöbern. Du kannst sie an den ausgefallensten Plätzen entdecken – in Slite [Gemeinde an der Küste Gotlands, Anm. LW] entdeckte ich welche im Heizungskeller des Hauses eines ehemaligen Gewerkschaftsfunktionärs.“ (S. 34)

Lindqvist bietet zu jedem seiner 30 Kapitel konkrete Fragen, mit denen man in die Forschung einsteigen kann. Sie sind Hilfestellungen, um erste Schritte ins Archiv zu wagen und sollen das Klassenbewusstsein der Arbeiter_innen respektive Leser_innen stärken. Mal sind diese Fragen poetisch, mal sind sie direktiv, manchmal führen sie an überraschende Orte.

Dabei erinnert Lindqvist an verschiedene Arbeiter_innenkämpfe und weiß, dass Theorie und

Lebenswirklichkeit oft auseinanderfallen. So schreibt er in Hinblick auf die Schwierigkeiten der Arbeiter_innenbewegung in den 1920er Jahren: „Die Ausbeutung blieb ein theoretisches Problem, solange die praktische Schwierigkeit in Slite war, daß so viele keinen Arbeitgeber finden konnten, der gewillt war, sie auszubeuten.“ (S. 37)

Er ist sich im Klaren über die Lebensbedingungen der Arbeiter_innen und die macht-epistemischen Gefälle. Aber anstatt nur zu beschreiben, adressiert er die Probleme und bietet Hilfe. Beispielsweise weiß er, dass es Hemmnisse geben kann, offizielle Wissensinstitutionen aufzusuchen. Deshalb gibt Lindqvist interessierten Menschen Musterbriefe für öffentliche Einrichtungen zur Hand und erklärt, dass auch die Literatur der Unternehmensbibliothek in die Stadtbibliothek bestellt werden kann, falls es aus betriebsstrategischen Gründen nicht möglich ist, die Bibliothek des eigenen Unternehmens zu besuchen.

Im Kapital lebt die Geschichte weiter

Heute würde man Lindqvists Ansatz nicht nur marxistisch, sondern auch postkolonial nennen. Er setzt zwar in Schweden an, vermag es aber zudem das Spinnennetz der Globalisierung mitaufzunehmen. In Exkursen wird dargelegt, wie die Gewaltgeschichte Europas – unter der auch die europäischen Arbeiter_innen litten und leiden –, im Globalen Süden fortgesetzt wird. Über die Ausbeutung Lateinamerikas schreibt Lindqvist:

„Die Herren der beiden Unternehmen [Eigentümer der Firmen Bookers und DEMBA, Anm. LW] meinten, daß es ein Unrecht sei, die Sünden der Vergangenheit weiter als Zeugen gegen sie anzuführen. Aber das Resultat der Sünden der Vergangenheit – Grund und Boden, Gebäude, Maschinen, kurz gesagt: das Kapital – wollen sie selbstverständlich nicht abgeben. Das ist heiliges Privateigentum und darf nicht angerührt werden.“ (S. 26)

Es ist eine Aussage, die in den letzten 40 Jahren nicht an Aktualität verloren hat. Zwar gibt es immer mehr Initiativen wie den von der Harvard University verabschiedeten „Legacy of Slavery Fund“, der die Arbeit versklavter Menschen anerkennen und die sich fortsetzende Ungleichheit zumindest ansatzweise „reparieren“ möchte. Doch die Initiativen sind rar, während die Realität einer sich fortsetzenden Ungleichheit ungebrochen ist. Das zeigt sich in den USA, im Globalen Süden, genauso wie in Europa.

Die Schönheit in Lindqvists Denken und die Stärke seines politischen Ansatzes ist es, solidarisch mit allen Arbeiter_innen zu sein. Auch wenn Lindqvist die schwedische Zementindustrie als Beispiel anführt, überträgt er die Agenda auf die Arbeiter_innen weltweit, auf ihre Sorgen, Kämpfe und auf ihre jeweilige Zukunft.

„Die weißen Flecken der Darstellung“

Einiges von dem, was Lindqvist bemängelt, hat sich heute gewandelt. Es gibt Museen der Arbeit, in denen an das Leben der frühen Industriearbeiter_innen erinnert wird. Die Schule der „Geschichte von unten“ hat das Geschichtsbewusstsein unserer Väter, Mütter, Tanten, Onkel und zuletzt das Bewusstsein einer jüngeren Generation gestärkt. Doch die Machtverhältnisse haben sich nicht verändert, wir leben immer noch in einer Klassengesellschaft und die Ungleichheiten, die das Kapital produziert, ist heute – verstärkt durch die Krisen der letzten Jahre – größer denn je.

Weißer Flecken der Darstellung, wie der Herausgeber Manfred Dammeyer die Lücken der Geschichtserzählung nennt, finden sich auch im Buch. Lindqvist klammert die Reproduktionsarbeit aus, die genauso zur Arbeiter_innengeschichte gehört wie die Arbeit in den Fabriken. Er hat den Zement der Fabriken im Fokus. Das liegt auch daran, dass Lindqvist gegen eine staatliche Erinnerungspolitik anschreibt, die sich an der so leicht zu romantisierenden bäuerlich Lindgren'schen Landarbeit bedient, um die nationale Identität zu stärken.

Lindqvist kann jedoch nicht überall gleichzeitig hinschauen. Mindestens aber seit der von Silvia Frederici mitbegründeten Kampagne „Wages for Housework“ aus dem Jahr 1972 steht fest, wie wichtig Reproduktionsarbeit für die kapitalistische Produktionsweise ist. Die Kritik ist deshalb nennenswert, weil Care-Arbeit immer noch das tragende Konstrukt hinter jeder Lohnarbeit ist. Wenn etwas noch weniger Aufmerksamkeit erfährt als die Geschichte der Arbeiter_innen, dann ist es die Geschichte der weltweiten Care-Arbeiter_innen. Auch hierhin sollte unser Blick gehen, auch hier sollten wir Geschichte erzählen. Diejenigen von uns, die mit beiden Beinen in der Arbeit stehen, sollten graben.

Sven Lindqvist 1989:

Grabe, wo du stehst. Handbuch zur Erforschung der eigenen Geschichte. Übersetzt von: Manfred Dammeyer.

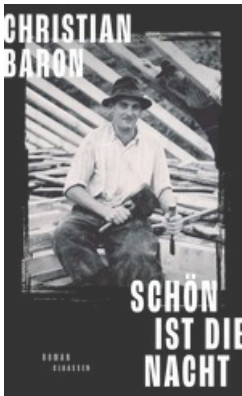
Dietz Verlag, Bonn.

ISBN: 9783801201449.

336 Seiten.

Zitathinweis: Lotte Warnsholdt: Standortsuche der Arbeiterklasse. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1791>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Die Menschen machen ihre eigene Geschichte



Christian Baron
Schön ist die Nacht
Roman

*Eine Erinnerungsgeschichte von unten nimmt die Leser*innen mit in die westdeutschen Siebzigerjahre und zeigt das Zusammenspiel von Individuen und gesellschaftlichen Verhältnissen.*

Rezensiert von [Lena Hezel](#)

So sehr die Menschen ihre Leben selbst gestalten, so sehr sind sie gleichzeitig auch den gesellschaftlichen Verhältnissen ihrer Zeit unterworfen – denn: „sie machen [ihre Geschichte] nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“, wie Karl Marx es schon im „18. Brumaire“ formuliert hat. Christian Baron gelingt es in seinem Roman, eindringlich und schonungslos genau diese Umstände und den Umgang seiner Protagonist*innen mit ihnen aufzuzeigen. An vielen Stellen ist das schwer auszuhalten. Etwa, wenn der Autor bildgewaltig beschreibt, wie seine Romanfiguren ein ums andere Mal die Kontrolle verlieren, hat man als Leser*in dabei das Gefühl, direkt danebenzustehen und sich in Sicherheit bringen zu müssen.

Baron schildert anhand von Familienerinnerungen und mit einer Prise Fiktion, welche gesellschaftlichen Realitäten das Leben seiner Familie, im Speziellen das seiner Großväter, geprägt haben und welche Lebensgeschichten sich daraus entspinnen. Neben der persönlichen Geschichte der Hassliebe zwischen Willy und Horst – so die Namen der beiden – entfaltet der Roman dabei die Lage einer ganzen sozialen Klasse.

Suche nach Liebe und Glück

Die Erzählung beginnt mit einer Sequenz im Januar 1944, in der sich Willy und Horst als Jugendliche im zerbombten Kaiserlautern eines Nachts erstmals gegenüberstehen. Wie das Aufwachsen in Krieg und Nationalsozialismus die beiden Protagonisten prägte und welches Erbe sie fortan tragen müssen, ist ein zentrales Thema im Roman. Da ist beispielsweise die traumatische Erfahrung von Horst, dessen Vater als sogenannter „Asozialer“ im Konzentrationslager Dachau umkam – oder die Auswirkungen der Entscheidung von Willys kommunistischer Mutter, ihren Sohn in ein christliches Heim zu geben, um ihn vor den Nazis zu beschützen. Während dieser Zeit, kurz nach Kriegsbeginn, hört der 11-jährige Willy dann auch die Tango-Serenade „Schön ist die Nacht“ von Ludwig Bernhuber und Kurt Widmann zum ersten Mal, die dem Roman seinen Namen gibt:

„... und einer hatte ein Grammophon dabeigeht, aus dem Willy dieses Lied überwältigt hatte wie ein Wunder. Lange hatte er wieder im Stockbett gelegen, hatte zuvor fürs Zuspätkommen seine Tracht Prügel bezogen, der Arsch hatte ihm gebrannt wie Feuer, aber dieses Feuer, das loderte seitdem auch in seinem Herzen, er hatte gespürt, wie das Leben sein konnte, was es sein konnte, sein musste, und wusste noch, wie er sich in jener Nacht geschworen hatte, dass nichts und niemand ihm dieses Wissen jemals wieder würde austreiben dürfen.“ (S. 253)

Der Schlager aus dem Jahr 1940 handelt von der Schönheit der Nacht, von Liebe, Glück und Sehnsucht. Christian Barons Figuren tanzen aber nicht in Berliner Tango-Bars, sondern als Nachtwächter im Aushilfsjob über den Asphalt zwischen den Universitätsgebäuden. Der Autor wirft die Lesenden mitten hinein in die Arbeiterviertel Kaiserslauterns in den 70er Jahren, in die kalten Wohnungen und verqualmten Eckkneipen und zwischen die Männer auf den Baustellen. Detailgenau und schmerzhaft anschaulich beschreibt er Willy und Horsts Suche nach Liebe und Glück und ihr Scheitern beim Versuch, „Anständig [zu] bleiben“ (S. 10). Vor allem Horst verliert sich dabei immer öfter in kriminellen Machenschaften und Gewalt; er ertränkt seine Wut und Ohnmacht im Alkohol – teilweise mit fatalen Folgen.

Die Angst vor dem Abstieg

Die Erzählung gibt an vielen Stellen Aufschluss über die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sich Barons Figuren bewegen. Ein zentrales Thema sind dabei unterschiedliche soziale Milieus. Willy etwa blickt in seinem Nachtwächterjob an der Universität mit Verachtung auf die ihm fremde akademische Welt:

„Langhaarige saßen in vorwurfsvollem Schneidersitz da und gaben durch ihre Körperhaltung zu verstehen, dass ihre Gammelei nur ein vorübergehender Zustand war, ehe sie in die Chefetagen einziehen und die Arbeiter auf den Baustellen in ein Dilemma nach dem anderen stürzen würden.“ (S. 240)

Willy macht keinen Hehl daraus, was er von den Studierenden hält, und sieht sie, anders als seine kommunistische Mutter, auch nicht als Teil der arbeitenden Klasse an.

Ausgerechnet in der Goldmine, dem Stammlokal von Willy und Horst, überschneiden sich später die verschiedenen Lebenswelten. Plötzlich steht einer dieser langhaarigen Gammler dort hinter der Theke; sehr zum Erstaunen der beiden Freunde: „Wer is’n der Gockel?“ (S. 320) Hintergrund dieser unfreiwilligen Annäherung sind die sozialdemokratischen Reformen und die Einführung des BAFöGs im Jahr 1971. Jäcki, der Gockel, wird nicht der einzige Student in der Goldmine bleiben, so viel sei verraten.

Dass Arbeit das Leben maßgeblich prägt und anständige Männer harte körperliche Arbeit tätigen, ist Konsens zwischen Horst und Willy und selbstverständlicher Teil ihrer Identität. Aber unter den Arbeitern auf den Baustellen gibt es Konkurrenz und Uneinigkeiten, besonders, wenn es um eine gemeinsame gewerkschaftliche Organisierung mit den sogenannten Gastarbeitern und um Arbeitskampf und Streikbereitschaft geht. Die Angst vor Arbeitslosigkeit und sozialem Abstieg ist allgegenwärtig, nicht nur für die beiden Protagonisten, sondern für große Teile der Arbeiterklasse dieser Zeit. Aber es bleibt keine Zeit fürs Jammern, oder wie Baron es formuliert: „Depressionen“, soll Horst gesagt haben, „sind was für die Reichen. Wir anderen müssen morgens früh raus.“ (S. 28)

Ausbruch aus dem Patriarchat

Was in der Tango-Serenade mit den Worten „Die Liebe sich lohnt für ein Glück nur zu zweit...“ romantisch besungen wird, wird spätestens in den 70er Jahren zum Politikum der Frauenbewegung. Auch Barons weibliche Protagonistinnen sind auf unterschiedliche Art und

Weise allesamt mit ihrem eigenen Kampf mit den Verhältnissen befasst; sie versuchen auszubrechen aus den traditionellen Geschlechterrollen und sind damit unterschiedlich erfolgreich. Neben dem Patriarchat müssen auch sie sich mit den Realitäten der Klassengesellschaft auseinandersetzen, in der sie leben. Da ist Willys Mutter Hulda, die überzeugte Kommunistin, die die Arbeiter*innen zum Streik auffordert und eine große Verfechterin der Frauenemanzipation ist; oder Helga, die allein die Goldmine bewirtschaftet und sich dabei unbeeindruckt zwischen betrunkenen Männern und in Kneipenschlägereien behauptet. Und auch Rosi, Willys Frau, versucht sich auf ihre Weise den gesellschaftlichen Verhältnissen entgegenzustellen: indem sie mit unbeherrschter Gewalt und viel Schnaps immer wieder ihre Rolle als Hausfrau und Mutter infrage stellt. Nicht zuletzt Dora, die Mutter von Horsts Kindern, die ihn verlässt und schließlich ein neues Leben ohne ihre Familie beginnt.

Christian Baron ist mit „Schön ist die Nacht“ ein vielschichtiger Roman gelungen, der fesselnd und mitreißend ist und der es schafft, die „einfachen Leute“ ihre eigene Geschichte erzählen zu lassen. Eine besondere Stärke des Buchs liegt darin, das dialektische Zusammenspiel zwischen den Individuen und den gesellschaftlichen Verhältnissen in ihrem zeitlichen Kontext zentral zu setzen: Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie eben nicht im luftleeren Raum.

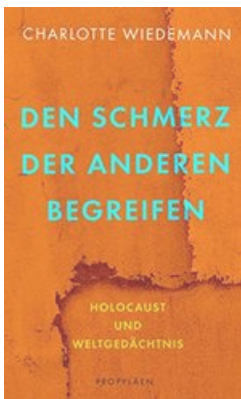
Zusätzlich verwendete Literatur

Marx, Karl (1972 [1869]): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. MEW, Band 8. Dietz Verlag, Berlin/DDR. S. 115-123.

Christian Baron 2022:
Schön ist die Nacht. Roman.
Ullstein Buchverlage, Berlin.
ISBN: 9783546100267.
384 Seiten. 23,00 Euro.

Zitathinweis: Lena Hezel: Die Menschen machen ihre eigene Geschichte. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1799>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Wider das hegemoniale Gedenken



Charlotte Wiedemann

Den Schmerz der Anderen begreifen
Holocaust und Weltgedächtnis

Die mediale Darstellung des Globalen Südens, die Kriegspolitik und der Welthandel tragen zu einer Ökonomie der Empathie bei und befeuern dabei die Erinnerungskonkurrenz. Kann es einen Ausweg aus dem Dilemma geben?

Rezensiert von [Christoph Gollasch](#)

Im Wintersemester 22/23 gebe ich ein Seminar, in dem es um die Verstrickungen zwischen Nationalsozialismus und den Familienbiografien der Teilnehmer*innen geht. Die Zusammensetzung ist heterogen: Studierende des allgemein gehaltenen BA „Kultur und Technik“ treffen auf Studierende des Spezialisierungs-MA „Interdisziplinäre Antisemitismusforschung“. Als wir Texte verschiedener Akteur*innen des sogenannten „Zweiten Historikerstreits“ lesen, spitze ich das Verhältnis von Antisemitismus und Rassismus zu: Wie werden beide in der Regel unterschieden und warum wird der Holocaust nicht als ein Genozid unter vielen, sondern als „Zivilisationsbruch“ (Dan Diner) verhandelt?

Gemeinsam versuchen sich die Studierenden an einer Antwort: Der Antisemitismus richte sich in der Regel nach oben, gegen Jüd*innen, die als mächtig und besonders gefährlich wahrgenommen würden, weswegen die Antisemit*innen sie vernichten wollten. Die Rassist*innen würden ihren Blick dagegen nach unten richten, gegen die Rassifizierten, die als wild erschienen und „nur“ kontrolliert werden müssten. Ob dieses groben Auseinanderdividierens blieben mir die Ausführungen eines Studenten als besonders zärtlich in Erinnerung: Er schob nach, dass er das wirklich nur analytisch und nicht wertend meine. Neben Antisemitismus und Holocaustgedenken sei genauso Platz für Rassismus und die Erinnerung an Kolonialverbrechen.

Kein Nullsummenspiel

In eben dieses Spannungsfeld begibt sich Charlotte Wiedemann mit ihrem Buch „Den Schmerz der anderen begreifen – Holocaust und Weltgedächtnis“. Es ist eine Intervention in eine virulente Debatte. Spätestens seit Dirk Moses' „Der Katechismus der Deutschen“ im Mai 2021 wird erneut hitzig über die deutsche Erinnerungskultur und die Rolle des Holocausts gestritten. Der Vorwurf des Genozid-Forschers: In Deutschland werde die Ermordung der europäischen Jüd*innen in so partikularistischer Weise erinnert, dass die Erinnerung an koloniales Unrecht ausgeschlossen würde.

Kurz vor Moses' Intervention war – mit einer Dekade Verspätung – Michael Rothbergs „Multidirektionale Erinnerung“ (2020) nach Deutschland geschwappt. Rothbergs Idee: Gelebte Erinnerung funktioniere nicht als Konkurrenzverhältnis im Sinne eines Nullsummenspiels, sondern die Erzählungen unterschiedlicher Akteur*innen verwiesen immer schon auf andere Erfahrungen und Ereignisse, zu denen sie sich in Bezug setzen. Nationalsozialismus und Holocaust dienten Kolonialisierten und Rassifizierten als Anknüpfungspunkt, um die eigene Geschichte und Gegenwart der Unterdrückung sichtbar zu machen.

Insbesondere in Deutschland sind Nationalsozialismus und Holocaust zu elementaren Inhalten der Erinnerungskultur geworden. Zwar gäbe es hier noch viel zu erforschen und sichtbar zu machen. Es dominiert jedoch immer mehr die Symbolpolitik. Seit einigen Jahren versuchen politische Repräsentant*innen verstärkt, sich zu legitimieren, indem sie Bezüge zu Nationalsozialismus und Holocaust herstellen. Dass getadelt und sanktioniert wird, sobald dies in nicht ritualisierter Weise geschieht – wenn beispielsweise aus Schwarzer Perspektive sich mittelbar auf die scheinbar fernen historischen Ereignisse des Kolonialismus bezogen wird – gilt auch Rothberg als Beweis für eine Verengung und letztlich politische Instrumentalisierung der Erinnerung.

Trotz fundierter Kritik an Rothberg wie auch an Moses zeigt die Rezeption ihrer Texte, dass sie einen neuralgischen Punkt getroffen haben. Nicht wenige haben das Gefühl, dass die deutsche Erinnerung im Partikularen verbleibt und auf ihrer Grundlage mit zweierlei Maß gemessen wird: in punkto Rassismus-Antisemitismus, Kolonialismus-Nationalsozialismus, Völkermord-Holocaust und nicht zuletzt Palästina-Israel.

Das heutige Unbehagen an der deutschen Erinnerungskultur speist sich wesentlich aus einer globalen Perspektive. Projekte wie das Berliner Humboldtforum haben Restitutionsdebatten rund um das Thema Raubkunst ausgelöst. *White Supremacy* und ihre Institutionalisierung in der US-amerikanischen Politik haben zu transnationalen Bewegungen wie *Black Lives Matter* geführt. Und das unaufhörliche Voranschreiten des Klimawandels bildet das Hintergrundrauschen für die Suche nach globaler Gerechtigkeit. Die reale Sprengung nationaler Bezugsrahmen macht auch vor der Erinnerungskultur nicht halt.

Charlotte Wiedemann dürfte sich dieses Gefühls sowie der erinnerungskulturellen Debatten sehr bewusst gewesen sein, als sie ihr Buch schrieb. Es ist jedoch keine Retrospektive, um die aktuellen Kontroversen zu verstehen. Wiedemann, die jahrelang als Auslandskorrespondentin die Welt bereiste, blickt zurück, um nach vorn zu schauen – im Sinne einer gelungenen multidirektionalen Erinnerung. Ihre eigenen Erfahrungen mit „dem Schmerz der anderen“ bilden das Rückgrat für den Ausweg – oder wie es Wiedemann bescheidener formuliert: eine „Suchbewegung“ (S. 13) aus der Erinnerungskonkurrenz.

Inbeziehungsetzen vor dem eigenen Nazihintergrund

Charlotte Wiedemann nimmt uns mit nach Mali, wo in einem Lehmgehöft umgeben von staubiger Hitze und pickenden Hühnern ein Foto eines Schwarzen Soldaten in einem schneebedeckten Schützengraben des Zweiten Weltkriegs hängt; in die französische Kleinstadt Vittel, wo 1943 der Guineer Addi Bâ Mamadou von der Wehrmacht standrechtlich erschossen wird, nachdem er sich der Resistance angeschlossen hatte; nach Marokko im Jahr 1942, wo ein junger Freiwilliger aus Martinique mit dem Namen Frantz Fanon die Ungleichbehandlung der afrikanischen Soldaten erlebt; ins indonesische Dorf Rawagede, wo Niederländer 1947 ein Massaker begehen, als die Tagebücher der Anne Frank zum ersten Mal publiziert werden.

Für Wiedemann waren solche und andere Erlebnisse Teil einer widersprüchlichen Bewusstwerdung. Hatte sie gerade eben die Abgründe des Deutschseins ertastet, den Nationalsozialismus „als zweite Haut“ (S. 12) verinnerlicht, bedurften nun auch die Kolonialverbrechen und das Fortleben des Rassismus ihres Mitgeföhls. Doch „Mitgeföhls ist nicht gerecht, es folgt nicht dem Grundsatz von der Gleichheit aller Menschen“ (S. 11). Den Schmerz der anderen zu empfinden, mag unmöglich sein, zumal wenn diese anderen so fern erscheinen wie: die ehemalige Oberschule Tuol Sleng in der kambodschanischen Hauptstadt Phnom Penh, wo nur sieben von 14.000 Häftlingen die Folter der Roten Khmer überlebten; der Wald bei Paneriai nahe der litauischen Hauptstadt Vilnius, in dem zwischen 1941 und 1944 über 100.000 Menschen, überwiegend jüdisch, von Deutschen ermordet wurden; ein kleines Museum in Songea im südlichen Tansania, das an die bis zu 200.000 Toten des deutschen Kolonialkriegs erinnert.

Wiedemann macht keinen Hehl daraus, dass Gespräche mit NS-Überlebenden sich für sie bewegender anfühlten als die Begegnung mit dem Leid der anderen an diesen fernen Orten: „Da war eine andere Intensität, mehr Nähe und eine manchmal kaum aushaltbare Spannung.“ (S. 75) Die – eine *weiße* Empathie repräsentierende – Autorin stößt folglich an eine Grenze. Noch so großes Einfühlungsvermögen verhindert nicht eine Hierarchisierung des Leids. Liegt es an der kulturellen Differenz? Oder daran, sich als Nachfahrin der Täter, als Deutsche mit Nazihintergrund zu definieren?

Erinnerungspolitische Grenzen der Empathie

Auf der Suche nach einer Antwort abstrahiert die Autorin von ihren Emotionen, Prägungen und anderweitigen individuellen Anteilen. Gesellschaftspolitische Faktoren werden in den Blick genommen: die mediale Darstellung des Globalen Südens, die Kriegspolitik und der Welthandel. Wie Wiedemann überzeugend argumentiert, trügen sie zu einer „Ökonomie der Empathie“ bei. Weil der Tod als normal und quasi anthropologische Konstante des Globalen Südens erscheint, sind seine Opfer nicht „betrauerbar“. Der ideologische Zirkel schließt sich im Gedanken, dass nur jenes Leben, das betrauert wird, auch stark geschützt wurde. Kurzum: Non-white lives don't matter equally.

Doch gilt diese Erkenntnis auch für die Holocausterinnerung in Deutschland. Die ermordeten Sinti*zze und Rom*nja, die Bewohner*innen der Shtetl und die „unwerten“ Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen werden genauso wenig erinnert wie die Opfer des Kolonialrassismus und die 56.000 sowjetischen Kriegsgefangenen, die im niedersächsischen Stukenbrok unter Aufsicht der Wehrmacht krepiereten. Die Erinnerung gilt vielmehr einer Vorstellung der zivilisierten Jüd*innen als einem gleichwertigen Gegenüber – und somit der Vorstellung von sich selbst als zivilisierten Deutschen. Die deutsche Erinnerungspolitik scheidet also vertikal entlang von Abstammung und Hautfarbe (Westen vs. Globaler Süden), aber auch horizontal entlang von „Zivilisiertheit“ (deutsche vs. osteuropäische Jüd*innen).

Das globale Kräfteverhältnis jedoch verschiebt sich politisch und moralisch zu Ungunsten der ehemaligen Kolonialmächte. Am Horizont zeichnet sich das „Ende weißer Immunität“ ab: Das Selbstbild *weißer* Europäer*innen ist nicht länger ausreichend geimpft gegen Verunsicherung. Wiedemann hat das erkannt. In Zukunft soll für sie das Erinnern einer Welt dienen, in der es keine Hierarchie von Leiderfahrungen mehr gibt und in der das Erinnern eine lebendige Gegenrede gegen Homogenität, Nationalismus und Aussonderung ist: „Ein Erinnern also für eine neue Ethik der Beziehungen und eines Antifaschismus des 21. Jahrhunderts.“ (S. 9)

Als der MA-Student meines Seminars seine Ausführungen beendet hatte, wandte ich mich den BA-Studierenden zu. Ihnen war der Erinnerungsdiskurs noch völlig fremd. Eine Studentin durchbricht schließlich die Stille: Ihr komme es schon so vor, als gäbe es eine Hierarchie und Ungleichwertigkeit zwischen Antisemitismus und Rassismus, Holocaust und kolonialem Genozid. Unser kleiner Seminarraum war zu einem Ausdruck der gesellschaftlichen Debatte geworden. Die vorgeblich analytische Kategorie „Zivilisationsbruch“ war auf den Alltagsverstand getroffen. In der Zwischenzeit hätte Charlotte Wiedemann am 9. November in Tel Aviv mit den Wissenschaftlern Bashir Bashir und Amos Goldberg über die Verflechtungen von Holocaust und Nakba diskutieren sollen. Nach heftiger Kritik sagten das Goethe-Institut und die Rosa Luxemburg Stiftung die Veranstaltung ab.

Zusätzlich verwendete Literatur

Moses, Dirk (2021): [Der Katechismus der Deutschen](#). Geschichte der Gegenwart.
Rothberg, Michael (2020): Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung, Metropol Verlag, Berlin.

Anmerkung

Der rezensierte Titel ist am 05.10.2022 in der Schriftenreihe der Bundeszentrale für Politische Bildung erschienen und dort für 4,50 Euro erhältlich.

Charlotte Wiedemann 2022:

Den Schmerz der Anderen begreifen. Holocaust und Weltgedächtnis.

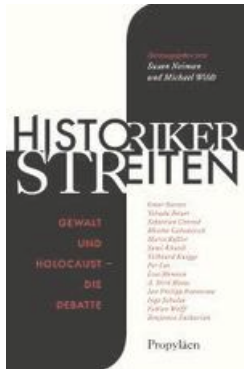
Propyläen Verlag, Berlin.

ISBN: 9783549100493.

288 Seiten. 22,00 Euro.

Zitathinweis: Christoph Gollasch: Wider das hegemoniale Gedenken. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1788>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Der öffentliche Gebrauch der Geschichte



Susan Neiman / Michael Wildt (Hg.)

Historiker Streiten

Gewalt und Holocaust – die Debatte

In einem aufgeheiztem Debattenklima versammeln sich erstmalig breitere Teile der Beteiligten in einem Band. Trotz der scheinbaren Annäherung geht das diskursive Ringen weiter.

Rezensiert von [Jonas Baake](#)

Seit etwa anderthalb Jahren tobt eine Debatte, die unter der Bezeichnung „Historikerstreit 2.0“ verhandelt, wie in der bundesdeutschen Öffentlichkeit erinnert wird. In Anlehnung an den „Historikerstreit“ von 1986/87 wird die Singularität des Holocausts, dessen Verhältnis zu anderen Genoziden und deren Stellenwert in der hiesigen Erinnerungskultur diskutiert. Anstelle der Relativierung mit stalinistischen Verbrechen ist nun hingegen die Forderung nach einem angemessenen Einbeziehen kolonialer Verbrechen in das kollektive Erinnern impulsgebend.

Die kontroverse Israelkritik des kamerunischen Historikers und Politikwissenschaftlers Achille Mbembe im Jahr 2020 erweiterte nicht nur das Diskussionsfeld, sondern auch dessen politische Bedeutung. Mit der deutschsprachigen Veröffentlichung des Werkes „Multidirectional Memory“ des US-amerikanischen Literaturwissenschaftlers Michael Rothberg nahm die Debatte 2021 abermals an Fahrt auf. Spätestens mit dem Essay „Der Katechismus der Deutschen“ des australischen Historikers A. Dirk Moses von 2021 kommt die Diskussion an einen Punkt, der sich als Streit bezeichnet lässt. Darüber hinaus werden nicht zuletzt wiederholt Stimmen von unten laut, die sich aus unserer postmigrantischen Gesellschaft heraus nur eingeschränkt mit der hegemonialen Gedenkkultur identifizieren können und den Einbezug eigener Erinnerungen einfordern. Ob ein Gegeneinander resultiert oder eine konfliktfreie Einbindung möglich ist, bleibt abzuwarten.

Der Sammelband von Susan Neiman und Michael Wildt ist an das gleichnamige Symposium des Potsdamer Einstein Forums vom Oktober 2021 angelehnt und unternimmt den Versuch, unterschiedliche Zugänge und streitende Stimmen in einem Band zusammenzuführen. Auch wenn nach wie vor wichtige Perspektiven fehlen, handelt es sich um einen ergebnisorientierten Schritt, aus dem Feuilleton heraus- und in den direkten Austausch zu treten. Mit dem Sammelband geht die Hoffnung einher, einen ersten Zwischenstand des Streits in den Händen halten zu können. Es gilt auch zu bestimmen, ob die Debatte bereits zum intellektuellen Selbstzweck und zur akademischen Inszenierung verkommen ist oder sich tatsächliche Perspektiven für eine progressive und inklusive Erinnerungskultur von unten ableiten lassen.

Schattenseiten einer Debatte

Aufgrund der Dauer und Intensität der Debatte lassen sich bereits erste Schlüsse zur Art und Weise der Auseinandersetzung ziehen. Solche Problemlagen werden zum Teil auch von den Beteiligten selbstkritisch aufgeworfen. Trotz vieler gegensätzlicher Positionen scheint im Band ein Konsens zu herrschen, den auch die Historiker Volkhard Knigge und Dirk Moses im Gespräch formulieren:

„MOSES: Wo sind die afrodeutschen Stimmen in der Debatte, die palästinensisch-, syrisch-, türkisch-deutschen Stimmen? Wir wollen mehr von ihnen hören.

KNIGGE: Da stimme ich Ihnen zu. Wir müssen die Perspektive der südlichen Welt auf die extreme Geschichte des 20. Jahrhunderts ernst nehmen.“ (S. 290)

Auch der Historiker und Soziologe Mischa Gabowitsch, der in seinem Beitrag insbesondere den mangelhaften Bezug der deutschen Erinnerungskultur auf die begangenen Verbrechen in Osteuropa kritisiert, bemängelt das Fehlen zahlreicher Perspektiven sowie ein unzureichendes Verständnis für deren Erfahrungen.

Weitere Kritikpunkte am Debattenverlauf arbeitet die Schriftstellerin Eva Menasse überzeugend heraus. Sie argumentiert, dass „der Digitalismus (...) uns trainiert, immer nach dem Trennenden, der Differenz zu suchen und das Gemeinsame, die Möglichkeit zum Kompromiss zu missachten“ (S. 22). Auch der Historiker und Schriftsteller Per Leo tritt in seinem Beitrag zunächst einen Schritt zurück und untersucht das Phänomen der streitenden Historiker (tatsächlich in erster Linie Männer). Streit werde oftmals durch Impulse aus der Öffentlichkeit ausgelöst und vor dieser ausgetragen. Die zugespitzte Kontroverse triumphiert dort zu oft über Fachlichkeit.

Möglichkeit zum Kompromiss?

Dirk Moses bemängelt in seinem Aufsatz, wie er wiederholt mit Kritiken konfrontiert werde, auf die er bereits in unterschiedlicher Form eingegangen sei, und zu denen es bereits Klärungen gegeben hätte. Lässt sich Gemeinsames finden, wenn sich ständig im Kreis gedreht wird?

An der bis heute in der breiten Öffentlichkeit als Tabu behandelten Unvergleichbarkeit des Holocausts scheint niemand aus der Fachwissenschaft festzuhalten. Der israelische Historiker Yehuda Bauer betont, dass der Holocaust mit anderen Genoziden verglichen werden müsse, „denn nur so kann man schlussfolgern, ob er anders als andere Genozide war“ (S. 132). Uneinigkeit besteht weiterhin dahingehend, ob im Ergebnis der Holocaust als singulärer „Zivilisationsbruch“ dasteht, wie Bauer behauptet. Sicher ist demgegenüber uneingeschränkt, dass ein konstruktiver Vergleich immer dem Erkenntnisgewinn und nie der Bagatellisierung dienen darf.

Im Sammelband wird sich auch mit angrenzenden Feldern der Politik, insbesondere mit der pro-palästinensischen BDS-Kampagne und dem dazugehörigen Beschluss des Bundestages, befasst. In diesem werden die „Argumentationsmuster und Methoden der BDS-Bewegung“ als antisemitisch verurteilt. Der Historiker Omer Bartov bezeichnet hingegen den Beschluss als „Fehler“, der „eine abschreckende Wirkung auf die öffentlichen und akademischen Debatten im Land“ (S. 195) hätte. Eine allgemeine „abschreckende Wirkung“ konstatiert auch Dirk Moses dem Verlauf der Debatte insgesamt. Insbesondere „nicht weiße Deutsche mit Migrationshintergrund und progressive Juden“ hätten „Angst vor Repressalien am Arbeitsplatz, vor allem an Universitäten und kulturellen Einrichtungen“ (S. 217). Demgegenüber sieht Yehuda Bauer keinerlei Einschränkungen kritischer Stimmen gegenüber Israel in der deutschen Publizistik.

Praktische Erinnerungsarbeit

Fest steht, die bundesdeutsche Erinnerungskultur ist an keinem Endpunkt und unterliegt einer Vielzahl gesellschaftlicher Wandlungen. Mischa Gabowitsch fordert mit Blick auf den deutschen Vernichtungskrieg in Osteuropa eine Ausweitung des Geschichtsbewusstseins. Einigkeit herrscht dabei mit Dirk Moses: „Die Totalität der deutschen Verbrechen wurde nicht erfasst oder nur einseitig verstanden“ (S. 202). Nicht zuletzt durch die Migration nach Deutschland im Zuge des Krieges in der Ukraine prägen unsere Gesellschaft neue Erinnerungen und Sichtweisen auf den deutschen Vernichtungskrieg sowie „aktuelle Erfahrungen von Massenmord und Zerstörung“ (S. 306). Was wir im Umgang und Kontakt brauchen, sei Empathie und Emotionalität, die nach Omer Bartov vor allem älteren Wissenschaftler*innen oft gefehlt habe. Verhandelt werden nach wie vor

traumatische Erfahrungen und Erinnerungen.

In der überwiegend theoretisch geführten Debatte bietet der Band nur vereinzelt Praxisbezüge. Omer Bartov thematisiert, wie die bundesdeutsche Erinnerungskultur aus einem vielschichtigen Kampf seit den 1980ern hervorgegangen ist. Die Kämpfe sind von zahlreichen zivilgesellschaftlichen Akteuren, meist gegen offizielle und staatliche Narrative, geführt worden. Dirk Moses zitiert in seinem Beitrag Per Leo aus einem persönlichen Schreiben:

„Lokale Initiativen, Mitarbeiter von Gedenkstätten, Journalisten und weniger bekannte Intellektuelle waren allesamt überraschend offen, um über die Mängel unserer Erinnerungskultur und die Notwendigkeit, ihren Kurs zu ändern, zu diskutieren.“ (S. 241)

Das Bewusstsein sei da, dass sich „mit dem sozialen Wandel (...) auch die Sichtweise einer Gesellschaft auf ihre eigene Vergangenheit ändern wird und notwendigerweise ändern muss“ (ebd.). Der Pragmatismus der Erinnerungsarbeit vor Ort eröffnet Möglichkeiten, denen die akademische Debatte oft zögerlich gegenübersteht. Auf sie und ihre zentralen Akteure einen Blick zu werfen lohnt allemal.

Susan Neiman / Michael Wildt (Hg.) 2022:

Historiker Streiten. Gewalt und Holocaust – die Debatte.

Propyläen Verlag, Berlin.

ISBN: 9783549100509.

368 Seiten. 26,00 Euro.

Zitathinweis: Jonas Baake: Der öffentliche Gebrauch der Geschichte. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1793>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Zurückdenken bis in die Zukunft



Widerspruch Redaktionskollektiv

Widerspruch 79. Beiträge zu sozialistischer Politik
Erinnern für Gegenwart und Zukunft

Eine schweizer Textsammlung zeigt die Potenziale und Leerstellen sozialistischer Erinnerungskultur.

Rezensiert von [Sebastian Klauke](#)

Die Schweizer Zeitschrift *Widerspruch* erscheint seit 40 Jahren, mit zwei Heften pro Jahr. Die Jahrgänge sind jeweils zwei Jahre nach Veröffentlichung im Netz frei zugänglich. Inhaltlich bewegt sich die in Deutschland wenig beachtete Zeitschrift stets am Puls der (linken) Zeit. In der vorliegenden Ausgabe widmet sie sich im Schwerpunkt dem virulenten Thema der Erinnerung, verteilt auf 15 Beiträge zu den Themen Erinnern und Geschlecht, Internationales Erinnern, Vielstimmige Erinnerung und Denkmalpolitik sowie linkes Erinnern und Organisation.

Vielfalt der Erinnerung

Die Themenbreite der einzelnen Beiträge ist enorm. Das ist einerseits der große Gewinn der Ausgabe, andererseits lässt es aber offen, inwiefern nicht doch eine Hierarchie der Erinnerung besteht – und eine Beliebigkeit der behandelten Themen zu konstatieren ist. Eine Diskussion findet nicht statt, die Perspektiven stehen additiv nebeneinander. Der kollektive Zusammenhang und die kollektive Bedeutung werden nur implizit deutlich, es gibt nur das Wort Erinnern als roten Faden.

Die Texte sind nicht lang, oftmals sehr persönlich gehalten; sie sind sehr gut lesbar, auf den Punkt genau geschrieben, ohne unnötige, dem akademischen Usus nach Innovationen geschuldete Verkomplizierungen. Sie führen den Leser_innen vor Augen, wie vielschichtig Erinnerung für die Linke sein kann und wie tiefreichend dieses in das alltägliche Erleben eingebunden ist – über das eigene Leben und die eigene Perspektive hinaus. Das wird etwa mit Blick auf die internationalen Bezüge einzelner Beiträge deutlich: Von Femiziden und deren öffentlich-politischer Verdrängung – von Lea Küng am Beispiel der Schweiz expliziert – über den Zusammenhang von Militarismus und Familismus (Gisela Notz) bis hin zur Erinnerungskultur in Rojava und dem dortigen Erinnern an die Gefallenen (Hans-Christian König) und der Frage nach dem, was von 1968 bleiben kann (Kurt Seifert).

Bemerkenswert sind insbesondere die folgenden Beiträge: Dolores Zoé Bertschinger unternimmt einen Spaziergang über den Highgate Cemetery in London und präsentiert auf diesem Wege eine Möglichkeit der feministischen Erinnerungspolitik, indem sie – jenseits vom dort begrabenen Marx – auf die ebenfalls dort ruhende Jenny von Westphalen, auf die Kommunistin Claudia Vera Jones und die feministische Abolitionistin Ernestine L. Rose aufmerksam macht. Es ist reizvoll, einen solchen Spaziergang auch auf hiesigen Friedhöfen durchzuführen – wer weiß, welche Erinnerungen auf diesem Weg zugänglich gemacht werden könnten?

Erinnerung und bürgerlicher Diskurs

Geradezu erschreckend ist die Analyse des schweizerischen Medienechos anlässlich des

Frauenstimmrechtsjubiläums von Sophie Bürgi, Joana Burkart und Andrea Maihofer. Sie stellen heraus, dass mehrheitlich kritisiert werde, dass der Fokus zu sehr auf Frauen liege. Medial würde in Frage gestellt, dass es sich überhaupt um Unrecht gehandelt habe, Frauen systematisch aus der Demokratie auszugrenzen. Die schweizerische Erinnerungspolitik wird von den Autor*innen als Beschönigung oder sogar Außer-Achtlassung der realen politischen Prozesse kritisiert. Wendet man den Blick auf aktuelle bundesrepublikanische Diskussionen, werden Parallelen deutlich – man schaue nur auf die diversen Diskussionen zur Identitätspolitik und Geschlechterverhältnisse und -gerechtigkeit. Auch hier werden Zusammenhänge verdeckt und bestritten. Indes ist die linke Erinnerung in den politischen Auseinandersetzungen mehr Beobachterin als voranschreitende Teilnehmerin.

Hans Fässler präsentiert ebenfalls am Beispiel der Schweiz Vorschläge, wie Denkmäler zu überdenken sind. Seine Aufzählung zu Beginn macht deutlich, wie vielfältig das öffentliche Gedenken organisiert ist: Es sind nicht nur die klassischen Denkmäler Thema, es geht auch um Logos, Kirchen, Wappen von Gemeinden, Straßen-, Platz- und Parknamen bis hin zu Schlössern und Haltestellen. Die Vielfalt geht weit über das Alltagsverständnis von Denkmälern hinaus. Seine Ausführungen nehmen Bezug auf die hegemonietheoretischen Gedanken von Antonio Gramsci, der auf die alltägliche Ebene des gesellschaftlichen Deutungskampfes aufmerksam machte, die eben auch Straßennamen beinhaltet. Fässler warnt zudem davor, Gedenken ausschließlich in den digitalen Raum zu verlagern: hier drohe die „Illusion der Reichweite“ (S. 100) – Stichwort: wie zu finden im Meer der Internetseiten? – und die Illusion „der Dauer“ – wer wisse schon, wie lange Internetseiten und die dahinterliegende Technik gepflegt würden. Einfach nur irgendwo online zu sein, genügt eben nicht, eine Seite muss auffindbar sein, etwa in einschlägigen Katalogen und Linksammlungen. Zugleich biete Digitalisierung auch die Chance, dass man selbst ohne großen Aufwand für Erinnerung sorgen könne, ohne in die „Welt da draußen“ gehen zu müssen. Gerade das Erinnern von unten lässt sich so organisieren, ohne um den Eintritt in etablierte Formen suchen und erkämpfen zu müssen.

Fallstricke und Lücken der Erinnerung

Sebastian Friedrich skizziert in seinem Beitrag die Fallstricke von Nostalgie. Sie könne zugleich aber auch „Komplizin sein“ dabei, „ein chronologisches Zeitverständnis zu retten“ (S. 122) – und so Hoffnung für eine Zukunft zu geben, die überhaupt erst wieder denkbar wird, jenseits des neoliberal verseuchten Gegenwartsdaseins, das weder Vergangenheit noch eine abweichende Zukunft jenseits der kapitalistischen Ordnung kennt. Nostalgie meint dabei eine spezifische Form der Erinnerung, die dann problematisch sei, wenn sie sich in nie dagewesenen Fiktionen und Verklärungen flüchtet – etwa in der bekannten Floskel, früher sei es eben besser gewesen. Friedrich betont dagegen, dass Nostalgie die Sehnsucht nach einem besseren Leben beinhalten kann, die es gilt, politisch zu nutzen.

Systematischer angelegt ist der Beitrag von Bernd Hüttner zu linker Geschichtspolitik: Es geht um Wissensproduktion, Wissensvermittlung und Wissensbewahrung, etwa durch Archive – wobei hier das Problem auftaucht, dass man eben erst von der Existenz solcher wissen muss. Hüttner nennt zum Beispiel die kollektive Online-Bibliografie zur kritischen Geschichte, oder das Onlineverzeichnis freier Archive. Über Hüttners Beitrag hinaus muss man sich mit der Problematik auseinandersetzen, wie die Erinnerung etwa an Bücher und die darin transportierten Theorien nachhaltig zu sichern wären, ohne dass jede Generation gezwungen wäre, das Rad jeweils neu zu erfinden. Dies betrifft auch die alljährliche Flut an neuen linken Titeln. Hier müsste ein zentrales Verzeichnis linker Publikationen geschaffen werden, etwa in Form eines Wikis. Außerdem sollten Bemühungen verstärkt werden, vor allem ältere Literatur zu digitalisieren und entsprechend in den Katalogen zu verlinken, und allgemein bekanntzumachen, am besten auch systematisch zu sammeln.

Was im Heft keinen Raum einnimmt, ist die Frage nach einem Umgang mit linker

Erinnerungsverweigerung. Vielleicht ist dies auch eine zu persönliche Ebene und der Grad der eigenen Betroffenheit zu groß, oder überfordernd: Man schaue beispielsweise nur auf die eigene Familiengeschichte, die Eingebundenheit und Verantwortung der Eltern- und Großelterngenerationen im Nationalsozialismus; oder in die jüngere Vergangenheit geblickt: in der DDR. Letzteres müsste dann zum Beispiel auch eine konsequente Auseinandersetzung mit stalinistischem Denken mit sich bringen, die aktive Erinnerung an politische Wirrungen, Fehlentscheidungen und verpassten Chancen. Gerade in linken Krisen gibt es allerlei nicht aufgearbeitete Konfrontations- und Konfliktlinien aus der Vergangenheit, die man sich selbst als jüngere Generation erst einmal mühsam erarbeiten muss.

Es ist zu hoffen, dass das hier von der Zeitschrift vorgelegte Format – im Sinn einer unakademischen Sammlung von Stimmenvielfalt – fortgesetzt wird, dann aber doch dringend verknüpft mit einer Aufforderung zur Diskussion untereinander, die hier vollständig fehlt. Zugleich wird auf Grund der Vielfalt deutlich: Erinnern kann nur kollektiv, inter- und transnational geschehen. Und sie muss bewusst organisiert werden.

Widerspruch Redaktionskollektiv 2022:

Widerspruch 79. Beiträge zu sozialistischer Politik. Erinnern für Gegenwart und Zukunft.

Rotpunktverlag, Zürich.

18,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Klauke: Zurückdenken bis in die Zukunft. Erschienen in: Erinnern von unten. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1794>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Kommunistische Trauerarbeit



Bini Adamczak

gestern morgen

Über die Einsamkeit kommunistischer Gespenster und die Rekonstruktion der Zukunft

Die kommunistischen Hoffnungen haben sich nie erfüllt. Ein Essay, der an verlorengegangene Träume erinnert und von wahrgewordene Albträume spricht.

Rezensiert von [Tom Gath](#)

Bini Adamczak begibt sich in ihrem eindrücklichen Essay „gestern morgen“ auf Spurensuche. Sie sucht nach blockierten Momenten der Vergangenheit, nach geschichtlichen Punkten, an denen die Möglichkeit des Gelingens der Russischen Oktoberrevolution von der historischen Bühne verschwand. Diese Suche verfährt mit ihrer Orientierung an Träumen und nicht verwirklichten Möglichkeiten zwar kontrafaktisch, aufgrund ihrer gleichzeitigen Reflektion von konkreten Ereignissen aber nicht ahistorisch. Das Buch verlangt eine schonungslose Aufarbeitung der kommunistischen Geschichte durch heutige Kommunist:innen.

Verfehlte Erinnerungsstrategien

Adamczak ist überzeugt, dass eine Verleugnung des kommunistischen Terrors der Vergangenheit jedem kommunistischen Projekt der Zukunft nachhaltig schadet. Es helfe weder, einen wie auch immer identifizierten „wahren Marx“ gegen den Stalinismus in Stellung zu bringen, noch, der Bewegung zur Verwirklichung einer herrschaftsfreien Welt einen neuen Namen zu geben.

Sowohl die Rehabilitierungsversuche von antiautoritären Marxolog:innen als auch Experimente eines Neuanfangs – gegenwärtig versuchen etwa Anhänger:innen des „Commonismus“ Praxen der solidarischen (Re-)Produktion mit einem neuen, unschuldigen Namen zu betiteln – könnten Adamczaks Diagnose folgend als verfehlte Erinnerungsstrategien interpretiert werden. Denn beide weichen einer paradoxen Wahrheit aus, deren Anerkennung gerade aufgrund ihres aporetischen Charakters schwer in konkrete Erinnerungspraxen integriert werden kann: Der Stalinismus „war nicht der Kommunismus, aber [er] war gleichzeitig nicht nicht der Kommunismus“ (S. 56).

Erst die Akzeptanz dieser paradoxen Wahrheit ermögliche eine schmerzliche Geschichtsarbeit, die ohne das „Phantasma einer unschuldigen Position“ (S. 26) auskommt. Adamczak fordert von Kommunist:innen, ihre Beziehung zu den Ursachen des grausamen Umschlags von Befreiung zu Terrorherrschaft zu klären. So stellt sie etwa die Frage, warum so viele Kommunist:innen Angst vor dem Bruch mit der Partei hatten.

Adamczak glaubt nicht, dass allein strategische Erwägungen und äußere Umstände die Kommunist:innen an die Partei gebunden haben. Stattdessen resultierte die Angst vor dem Bruch laut Adamczak oft aus einem metaphysischen Glauben an die siegreiche Zukunft, an die von der Partei verkörperte Verknüpfung von Macht und Wahrheit, an die historisch einmaligen Versprechen der kommunistischen Bewegung. Die Zukunft rechtfertigte die Gegenwart, der Zweck heiligte die Mittel. Der Bruch mit der Partei hätte im damaligen Europa unweigerlich in die absolute Einsamkeit geführt.

Sieg und Scheitern der Revolution als notwendige Einheit

Adamczak beschreibt, wie die Aufständischen von Kronstadt den Bruch dennoch gewagt haben. Sie verpflichteten sich ausschließlich dem Versprechen der Revolution und forderten 1921 Selbstbestimmung statt Parteiherrschaft – und wurden auf Trotzki's Befehl hin vernichtend geschlagen. Vielleicht wäre die Kronstädter Forderung die nächste Stufe der Revolution gewesen? Diese Frage lässt Adamczak unbeantwortet und verweist auf das tragische Verhältnis von Revolution und Konterrevolution: Die Gewalt der Konterrevolution hat die bolschewistischen Revolutionär:innen bis zur Paranoia kontaminiert. Der Sieg im Bürgerkrieg musste demnach zum Scheitern des Kommunismus führen. Diese Aporie kann nicht einseitig aufgehoben werden, sie ist laut Adamczak nicht theoretisch lösbar. Sie kann nur in konkreter Praxis als Widerspruch insgesamt bekämpft werden.

Es ist die große Stärke des Essays, dass Adamczak sich ihres eigenen Wissensvorsprungs bei der rückblickenden Kritik bewusst ist. Immer wieder reflektiert sie die historischen Bedingungen und behauptet nicht, dass sie in der vergangenen Gegenwart klüger gehandelt, es besser gewusst, hätte. Adamczak erkennt damit das Marxsche Diktum an, dass die Menschen ihre Geschichte unter unmittelbar vorgefunden Umständen machen.

Sie wird aber auch dem ersten Teil des berühmten Satzes von Karl Marx aus dem 18. Brumaire gerecht: Die Menschen machen ihre eigene Geschichte. Die materielle und historische Struktur begrenzt die Handlungsfreiheit der Handelnden, gleichzeitig ist diese Struktur aber auch eine Folge von menschlichen Entscheidungen, die reflektiert werden müssen. Der ausschließliche Fokus auf die Umstände tendiert hingegen zur Schuldabwehr.

Unter diesen Prämissen zu erinnern könnte also zweierlei erfordern: kritische Distanz und empathische Nähe zu vergangenen Kämpfen. Adamczak ist dieser Balanceakt eindrucksvoll gelungen.

Erinnern ans Träumen als kollektive Tätigkeit

Adamczak zeigt, wie allein die Existenz der Sowjetunion mit ihrem einzigartigen Versprechen, erstmals in der Menschheitsgeschichte den Sprachlosen eine Stimme zu geben, auf die Revolutionär:innen eine größere Wirkung ausübte als jede Wahrheit ohne Macht. Dass dieses Versprechen nicht eingelöst wurde – schlimmer noch: in sein Gegenteil umschlug – mündete in der Resignation der 1990er Jahre. Der Verlust der Hoffnung, eine Affirmation des Bestehenden und ein resignativer Realismus sind die ideologischen Formen des konkreten geschichtlichen Verlaufs.

Teil dieser Geschichte sind aber nicht nur die großen politischen und ökonomischen Entwicklungen, sondern auch eine fehlgeleitete Praxis des Erinnerns. Denn Adamczak sieht einen Grund des gegenwärtigen Utopieverlustes in der verdrängten Trauer um das Mögliche. Die Möglichkeit der umfassenden Herrschaftsfreiheit wurde vom Kommunismus in die Welt gesetzt.

Dieses historische Versprechen sollten heutige Kommunist:innen erinnern, um die Begierde nach einer klassenlosen Gesellschaft zu wecken, ohne die gewaltvolle Geschichte dieses Versprechens von ihrer eigenen Identität abzuspalten. Es geht demnach nicht um das Betrauern eines metaphysischen Glaubens an die Erlösung, der die Kontingenz der Geschichte radikal verleugnet. Sondern um ein Erinnern an das Träumen, das von Kommunist:innen Anfang des 20. Jahrhunderts als kollektiv geteilte Tätigkeit begriffen wurde.

Literarische Rekonstruktion kommunistischer Ästhetik

Um zu bergen, was damals wünsch- und denkbar war, ruft Adamczak Zeitzeugen wie Manès Sperber, Franz Jung oder Georg Glaser an. In ihren autofiktionalen Erzählungen schildern diese Schriftsteller die damaligen Gefühle und Erfahrungen, Bilder und Träume, vor allem aber die

entsetzliche Einsamkeit enttäuschter Revolutionär:innen. Weil Trauerarbeit nicht betrauern kann, was nicht da war, trauert Adamczak um die nicht erfüllten Träume. Denn die Träume waren real und sind es heute nicht mehr, da sie vom Albtraum der Geschichte überlagert wurden.

Der Essay liefert keine Antworten auf praktische Fragen der Revolution und kein Rezept für einen Umgang mit der Zukunft. Er zeigt aber auf, wie vergangene Träume literarisch rekonstruiert werden können und wie eine erinnerungspolitische Spurensuche rückwärts tastend Fehlentscheidungen kritisieren und die unerfüllte Zukunft der Vergangenheit hervorholen kann, ohne die geschichtlichen Zwänge der damaligen Aktivist:innen zu verkennen. Ein spannender methodischer Zugang, den Bini Adamczak im 2017 veröffentlichten Text „Der schönste Tag im Leben des Alexander Berkman“ mit einer eventualgeschichtlichen Betrachtung der Russischen Revolution noch konkreter zur Anwendung gebracht hat.

Anmerkung

Fritz Güde, der 2017 verstorbene Mitbegründer von kritisch-lesen.de, hatte die Erstauflage von *gestern morgen* bereits vor 15 Jahren rezensiert: [Gestern Morgen](#). Die Lektüre der aktualisierten Zweitauflage fokussierte sich daher auf den Themenschwerpunkt der Ausgabe #66: „Erinnern von unten“. 2021 erschien zudem die englische Übersetzung des Werkes „Yesterday's Tomorrow“ bei MIT Press.

Bini Adamczak 2011:

gestern morgen. Über die Einsamkeit kommunistischer Gespenster und die Rekonstruktion der Zukunft. 2. Auflage.

edition assemblage, Münster.

ISBN: 978-3942885089.

160 Seiten. 12,00 Euro.

Zitathinweis: Tom Gath: Kommunistische Trauerarbeit. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1792>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Mitgift aus der Vergangenheit



Sabine Benzer (Hg.)

Kulturelles Erbe

Was uns wichtig ist!

Über die Frage, wie kulturelles Erbe unsere kollektive Identität beeinflusst und welchen Anteil wir selbst dabei haben können.

Rezensiert von [Cornelia Stahl](#)

Vergangenheit ist ein Referenzpunkt für gegenwärtiges Erinnern. Doch inwieweit beeinflusst sie unsere kollektive Identität? Dieser Frage geht Kulturwissenschaftlerin Sabine Benzer in Expert*innengesprächen nach. Die Anthologie „Kulturelles Erbe. Was uns wichtig ist!“ versammelt sieben Interviews zum Thema.

Benzer befragt ihre Gesprächspartner*innen insbesondere zum Einfluss des kulturellen Erbes auf kollektive Identität. Die Autor*innen liefern verschiedene Zugänge zum Thema, wobei unklar bleibt, wie die Zusammenstellung dieser Zugänge erfolgte. Einen roten Faden als Verbindungsstück der Interviews vermisst der/die Lesende. Anfangs- und Endpunkt des Sammelbandes bilden Gespräche mit der deutschen Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann und der österreichischen Sozialwissenschaftlerin Ruth Wodak. Diese rahmen die Vielfalt der zur Diskussion stehenden Fragestellungen.

Kulturelles Erbe als Weitergabepaxis

Assmann definiert anfangs den „Kulturerbe“-Begriff, der auf die kulturelle Praxis des Vererbens zurückgeht. In dieser Praxis bekommen, so Assmann,

„die Mitglieder etwas überschrieben [...], was in ihren Besitz übergeht [...]. Ein Erbe verbindet über die Generationenschwelle hinweg. Die Erben erwerben etwas [...]. Das können materielle wie immaterielle Werte sein. Man erhofft sich, dass man noch von Leuten erinnert wird [...], indem man ihnen etwas hinterlässt, was sie wertschätzen.“ (S. 11)

Bereits 2013 befasste sich Assmann in „Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur“ mit den Ambivalenzen des Vererbens. Ich erhoffte mir einen kritischen Zugang und ein Hervorheben/Markieren von Differenzen. Die Autorin sieht die Vermittlung von kulturellem Erbe in jener Publikation positiv: „Letztlich könnte man sich im Sinne der UNESCO auf ein globales kulturelles Erbe verständigen, das die Menschheit als Ganze in den Blick nimmt und sie näher zusammenbringen könnte“ (Assmann 2013, S. 13). Damit suggeriert Assmann allerdings einen Universalismus, der Details ausblendet bzw. diese ignoriert.

Wie ein differenzierterer Ansatz aussehen kann, zeigt beispielsweise das Projekt MASETIH der Universität Graz. Hier untersuchen unterschiedliche Autor:innen, „inwieweit zeitgenössische migrantische AutorInnen aus Südosteuropa in ihren Texten und Performances immaterielles Kulturerbe (d.h. mobile, dynamische und performative Formen von Kulturerbe) gestalten und übertragen.“ (Universität Graz, Projekt MASETIH)

Differenzierter Umgang mit Kulturerbe

Assmann betont, dass es vereinzelt Bemühungen um eine Neudefinition des Begriffes Kulturerbe gibt. Bisher sei das Thema des kulturellen Erbes von den Institutionen der Denkmalpflege und den Archäologen besetzt gewesen. Heute beschäftigen sich die Empirische Kulturwissenschaft, die Ethnologie, die Geschichtswissenschaft, die Soziologie, die Geographie und viele andere Fächer mit dem Phänomen. Assmann beobachtet in den letzten Jahrzehnten radikale Veränderungen im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs um das Kulturerbe, insbesondere in Großbritannien. An Universitäten würden beispielsweise zunehmend Vorlesungen zu „Critical Heritage studies“ angeboten. Eine solche Auseinandersetzung kann durchaus als Zeichen für eine zunehmend kritische Beschäftigung mit den Herausforderungen einer kulturell definierten Erbschaft gedeutet werden. Zugleich lässt sich vermehrt ein zunehmend partizipativ angelegter Diskurs über Gegenstände und Praktiken des kulturellen Vererbens beobachten. Bürger*innen werden also aktiv in diese Debatten eingebunden. Wie weit eine solche Partizipation reicht, kann jedoch zumindest kritisch hinterfragt werden.

Das Ungedachte ins Bewusstsein holen

Umfassend referiert Assmann zu Aspekten der Bildung als einer Kategorie des Kulturerbes. Hoffnungsvoll beschwört sie den Einfluss zeitgenössischer Kunst im Umgang mit dem „Ungedachten“. Diese Kennzeichnung nimmt bisher nicht einbezogene Gedanken und Möglichkeiten, Kultur inhaltlich neu zu denken, in den Fokus. Eine Möglichkeit, ein solches Ungedachtes ins Bewusstsein zu holen, sieht sie in den vielen Facetten der Kunst. Es sei Aufgabe der „Künstler auf allen Ebenen“ (S. 29), sowohl in der Bildenden Kunst als auch in der Literatur, diesem Anspruch nachzugehen. Beispielhaft nennt Assmann die Neugestaltung eines Denkmals des ehemaligen Wiener Bürgermeisters Karl Lueger. Die Auseinandersetzung mit dessen antisemitischem Weltbild sorgte dafür, dass der Künstler Klemens Wihlidal das Denkmal im Jahr 2010 zu einem Mahnmal umarbeitete.

Assmann stellt resümierend fest, dass nach dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 eine historisch neue Form der Erinnerungskultur entstanden sei. Dialogisches Erinnern habe „viel mit der Öffnung der osteuropäischen Archive zu tun [...]. Mit den Quellen sind Dinge ans Tageslicht gekommen, die von Historiker*innen aufgegriffen und dann in der Gesellschaft intensiv diskutiert wurden.“ (S. 33) Obwohl Assmann den Fall des Eisernen Vorhangs als Wende im Umgang mit Kulturerbe markiert, untersucht sie hauptsächlich Entwicklungen in Westdeutschland nach 1990.

Versprachlichtes Erbe

Ruth Wodak, Sprachsoziologin und Vertreterin der kritischen Diskursanalyse, konzentriert sich im Interview hingegen auf ein immaterielles Erbe: Literarische Texte, Erzählungen, Alltagssprache. Ihr geht es um die Auseinandersetzung mit einem „versprachlichtes Erbe“; so fasst Wodak ihren Forschungsgegenstand zusammen und verweist auf *Memory Studies*, die über den Aspekt der Sprache funktionieren. Wodak nimmt hier vor allem auf den Aspekt der Identität innerhalb des kulturellen Erbes Bezug. „Dazu gehört immer ein Referenzpunkt gemeinsam erlebter Geschichte“ (S.133). In Deutschland und Österreich bildet der Nationalsozialismus einen solchen gemeinsamen Referenzpunkt. Eindrücklich sei ein möglicher Umgang mit dem kulturellen Erbe des Nationalsozialismus etwa in aktuellen Filmen zu sehen, wie etwa „Schächten“ von Thomas Roth oder „Elfriede Jelinek – Die Sprache von der Leine lassen“ von Claudia Müller. Sie zeigten den Versuch, mit künstlerischen Mitteln einen Beitrag zum Kulturerbe-Diskurs zu leisten.

Sharon Macdonalds Beitrag greift Wodaks Einfluss der Sprache auf. Für Macdonald sind Begriffe wie *Auschwitz* und *Holocaust* Teil des europäischen Gesprächs (S. 65), sie beeinflussen europäische Identität und Sprache. Die Professorin für Soziale Anthropologie an der Freien Universität Berlin fasst zusammen: „Kulturerbe ist nicht nur eine historische Sammlung, sondern Teil eines

fortlaufenden Gesprächs“ (S. 63). Insgesamt wirft Benzers Anthologie zahlreiche Frage auf, die in diesem Gespräch zu klären sind. Damit gibt sie zugleich Anstoß, den Kulturerbebegriff neu zu besetzen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Assmann, Aleida (2013): Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. C.H.Beck, München.

Universität Graz, Projekt MASETIH (01.09.2021 - 31.08.2023): Online einsehbar [hier](#).

Sabine Benzer (Hg.) 2020:
Kulturelles Erbe. Was uns wichtig ist!
FOLIO Verlag, Wien/Bozen.
ISBN: 978-3-85256-796-9.
161 Seiten. 16,00 Euro.

Zitathinweis: Cornelia Stahl: Mitgift aus der Vergangenheit. Erschienen in: Erinnern von unten. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1801>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Erinnerungen zwischen Wirklichkeit und Fiktion



Abbas Khider
Der Erinnerungsfälscher

Die Gewalt des Erinnerns kann die Vergangenheit in die Gegenwart holen und damit schon längst vergessene oder verdrängte Probleme wiederbeleben. Wie gehen wir damit um?

Rezensiert von [Andreas Hudelist](#)

Said Al-Wahid, der Protagonist in Abbas Khiders „Der Erinnerungsfälscher“, möchte Schriftsteller werden. Er hat jedoch ein Problem, denn er kann sich an Vergangenes kaum erinnern. Straßen, Namen, Gesichter sind verblasst. Wie sollte er so über seine Vergangenheit schreiben?

„Eines Tages beschloss er, zum Arzt zu gehen. Der, bei dem er den frühesten Termin erhalten hatte, empfahl ihm nach einem zwanzigminütigen Gespräch, sich an ein ‚Behandlungszentrum für Folteropfer‘ zu wenden. Psychotherapie sei dringend empfohlen. Dort könne man mit solchen Traumata gut umgehen. Typisch, dachte Said. Wenn ein Migrant mit etwas kommt, das man in Deutschland nicht begreift, nennt man es ‚Trauma‘.“ (S. 47)

Die Bezeichnung Trauma sagt Said nicht zu, da diese einschränkt und ihn passiv macht. Er müsse sich an Vergessenes erinnern können. Darin steckt eine Pathosformel der Gegenwart. „Ein anständiger Mensch erinnert sich, und er erinnert sich gerne, verdrängt nichts, sondern ist ständig bestrebt, die Vergangenheit aufzuarbeiten.“ (Nagy/Wintersteiner 2015, S. 15) Dieser Verpflichtung zur Erinnerung steht ein Vergessen gegenüber, das nicht ausschließlich negativ besetzt ist. Aleida Assmann unterscheidet in ihrem Buch über das Vergessen sieben verschiedene Formen, wobei die Funktionen dieser Formen sehr unterschiedliche sind. Grundsätzlich beschreibt sie den Vorgang des Erinnerns in einem engen Zusammenhang mit dem Vergessen. Zu erinnern entspreche mehr dem Akt einer Wiederholung oder Wiedererkennung, wobei die erinnerte Situation nicht vollständig erfasst werden könne. Zu erinnern bedeutet also immer auch gleichzeitig, etwas zu vergessen.

„Erinnern ist ja gerade nicht [...] mit einem direkten Zugriff auf Wissen gleichzusetzen, sondern entspricht eher der Figur einer ‚Wiederholung‘ oder ‚Wiedererkennung‘ über zeitliche Intervalle hinweg.“ (Assmann 2016, S. 16)

Die im Zitat benannte Wiedererkennung zieht sich als roter Faden durch Khiders Erzählung. Said erlebt laufend Erlebnisse an bestimmten Orten zum wiederholten Mal. Die Erinnerungen weichen aber vom Erlebten ab und werden damit verfälscht. In zwölf Abschnitten lesen wir von diesen unterschiedlichen Orten zwischen Deutschland und Irak sowie den Beziehungen dieser Orte mit dem mittlerweile in Berlin lebenden Said. Die verschiedenen Ausschnitte seiner Reise sind fast immer durch einen neuen Ort gekennzeichnet, an dem er unvermeidbar mit der Vergangenheit konfrontiert wird. Auslöser für die verschiedenen Rückblenden ist ein Anruf seines Bruders Hakim, der ihn bittet, nach Bagdad zu kommen, da die Mutter im Sterben liege.

Die Reise zurück

Es sind mittlerweile einige Jahre vergangen, in denen Said nicht mehr im Irak war. Seit er deutscher Staatsbürger ist, war er noch nicht wieder dort. Nun muss er sich sogar mit Visumsfragen auseinandersetzen. Die Versuche, seine Mutter nach Deutschland einzuladen, waren gescheitert, obwohl er gemeinsam mit seinem Bruder Hakim die bürokratischen Auflagen zu erfüllen versuchte. Die Anträge wurden abgelehnt, die Mutter schließlich unfähig zu reisen. So hat die Mutter Saids Sohn, den Enkel in Deutschland, nie persönlich kennen lernen können. Und mittlerweile scheinen auch Saids Erinnerungen an seine Mutter, insbesondere die aus seiner Kindheit, zu verschwinden.

„Said versucht, sich daran zu erinnern, welche Spiele seine Mutter mit ihm als Kind gespielt hat. Es ist merkwürdig. Er kann sich an nichts erinnern. Hat Saids Mutter nur gearbeitet und nie Zeit gehabt, mit ihren Kindern zu spielen? Oder hat er die Antwort im Labyrinth seines Gedächtnisses verloren?“ (S. 34f.)

Das so bezeichnete Labyrinth seines Gedächtnisses lässt Said aktiv sein, da er immer wieder auf Abwegen nach verschiedenen Stellen der Erinnerung suchen kann, um die Szenen mit seiner Mutter in die Gegenwart zurückholen. Im Gegensatz dazu ist die Erinnerung an seinen Vater ganz blass. Dieser taucht nicht einmal im Irrgarten der Vergangenheit auf: „Said Al-Wahid war acht Jahre alt, als sein Vater hingerichtet wurde. An ihn erinnert er sich kaum.“ (S. 38) Es ist auch nicht bekannt, wo sein Vater beerdigt wurde.

Erinnerungen bestehen bei Said aus Fetzen, die nicht zu einem Ganzen vervollständigt werden können. „Jedes Mal wenn er etwas aus der Vergangenheit hervorholte, fühlte er sich im Nachhinein erschöpft und litt an Kopfschmerzen.“ (S. 46) Erinnern, so zeigt Khider anhand des Protagonisten, kann einschränken und schlimme Erfahrungen wiedererwecken. Wenn traumatische Erlebnisse imaginär wiederholt werden, befindet man sich in einer Situation, die bereits zuvor ausweglos erschien. In Berlin ist Said mit seiner Familie, Monica und Illias, beschäftigt. Während sie zur Arbeit geht, bringt er den Sohn in die Kita. Danach kann er sich seinen Schreibarbeiten widmen. Dies geht allerdings nur in Deutschland, wo das Vergessen oder auch Verdrängen ermöglicht, den Alltag zu organisieren. Als Said nach Bagdad reist, befallen ihn Fetzen der Erinnerung und reißen ihn aus dem gegenwärtigen Sein heraus. Mit Assmann gedacht, geht mit dem Vergessen eine Kraft einher, die vieles ermöglicht, was das Erinnern verunmöglicht.

„Woher, wenn nicht aus dem Vergessen, könnte sonst der Mensch, der von Enttäuschungen, Rückschlägen und Leiden gebeugt ist, die Kraft und den Mut nehmen, sich immer wieder von Neuem den widrigen Umständen zu stellen?“ (Assmann 2016, S. 58)

Die Möglichkeit, aus dem eigenen Unvermögen wieder herauszukommen, wird Said in Deutschland gelingen.

Erinnerungen erfinden

Für Said sind die Erinnerungsfetzen eine große Qual, sodass er bereits am Beginn des Schreibprozesses ins Stocken gerät: „Es gibt Orte im Gedächtnis, die sind wie Minenfelder, sie können einen in Stücke reißen. Ein Leben kann schön und erträglich sein – wenn man diese Orte meidet.“ (S. 47f.) Als er im Internet recherchiert, findet er den Begriff der Erinnerungsfälschung. Er kommt zur Erkenntnis, dass die Erinnerungslücken ihm nicht verbieten, über die Wirklichkeit zu schreiben, sondern es ermöglichen, sich durch die Fiktion mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Er kann „Erinnerungen erfinden“ (S. 48). So entstehen neue Wirklichkeiten, die ihn ermächtigen, seine Vergangenheit in einer anderen Ordnung zu denken. Dadurch ist er in der Lage zu schreiben.

Zu Beginn des Romans heißt es: „Wer in den Irak geht, ist verloren, wer rausgeht, wird neu

geboren.“ (S. 19) Diese Neugeburt ist zunächst mit einem rigorosen Vergessen zu bezahlen, das erst einem Erinnern weichen kann, als er in Deutschland einen dauerhaften Aufenthaltsstatus bekommt und später sogar die Staatsbürgerschaft annehmen kann. So löst er sich vom irakischen Staat und kann diesem bei seiner Rückreise neu begegnen. Die Schichten der Vergangenheit lösen sich mit der Reise nach Bagdad eine nach der anderen langsam auf. Sie vermengen die Erinnerungsfetzen zu größeren Bildern, die er selbst zusammenstellen kann. Auch wenn diese nie vollständig werden, ist Said produktiv mit seiner Vergangenheit konfrontiert, sodass die Fetzen zu einzelnen Szenen seiner Biografie werden, die erzählt werden können. Auch wenn er sich weiterhin unsicher ist, ob ein Ereignis sich wirklich so zugetragen hat oder beim ersten Irakbesuch geschah, beim zweiten Irakbesuch stattfand oder überhaupt ein Produkt seiner Fantasie war, kann er sich nun seinen Wunden stellen und erfährt das Potenzial einer Heilung. Bei der Familie seines Bruders blickt er schlussendlich auf die Bilder an der Wand. „Er hasst Fotos, hat noch nie welche gesammelt. Fotos aufzubewahren, ist, wie Wunden zu sammeln. Daran glaubt er. Doch jetzt steht er dem Familienfoto gegenüber.“ (S. 125)

In der Fiktion Möglichkeiten nachspüren

Abbas Khiders Roman zeigt, wie eine gewaltvolle Vergangenheit die Gegenwart stark beeinflussen kann. Said nimmt es gar nicht mehr so schwer, dass er nicht alles detailliert erinnern kann. In seinen Rückblenden setzt er sich aktiv mit seiner Vergangenheit auseinander, sodass daraus Geschichten resultieren, die in ihm das Gefühl von Frieden hervorbringen. Erinnerungen zu fälschen bedeutet letztendlich auch, die Kraft der Literatur hervorzuheben: Sie vermag es mit Hilfe von Fiktion, Erinnerungen oder Geschichten zu betreten, die sonst verborgen geblieben wären.

Erinnerungsfälschungen erlauben einen Zugriff auf die Vergangenheit, ohne dass diese die Gegenwart überschreibt. Said möchte weiterhin Heimweh und Sehnsüchte haben sowie die Fähigkeit, die Welt neu zu gestalten. An einer Stelle im Buch wird dies mit dem Träumen gleichgesetzt. „Said träumt viel zu viel. Bedauerlicherweise erinnert er sich, wenn er aufwacht, nur an Bruchstücke der Träume. Im Schlaf erlebt Said sein in ihm versunkenes Leben erneut.“ (S. 49) Es ist gerade dieses erneute Erleben, das in der Gegenwart seine Vergangenheit verändert. Er lässt sich nicht mehr von ihr bestimmen, sondern bestimmt über sie. Die Minenfelder werden begehbar und manche Minen entschärft.

Das hier vorgeführte literarische Erinnern durch Said zeigt, dass es nicht auf höchst präzise Wirklichkeitsdarstellungen ankommt, sondern es geht darum, einen Zugang zu Erfahrungen herzustellen, die sowohl subjektive Wahrnehmungen als auch Emotionen offenlegen und damit ein „Erinnern von unten“ ermöglichen. Abbas Khider führt hier auch ein Erinnern vor, das sich gegen eine nationale Geschichtsschreibung stellt. Literatur ermöglicht fiktionales Erinnern, das die individuellen Erfahrungen ins Zentrum rückt, nicht nur als Mittel der Bewältigung, sondern auch als Konfrontation mit kollektiven Erinnerungen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Assmann, Aleida (2016): Formen des Vergessens. Wallstein Verlag, Göttingen.
Hajnalka Nagy / Werner Wintersteiner (2015): Erinnerungskulturen im Umbruch? Eine Einführung. In: Dies. (Hg.): Erinnern – Erzählen – Europa. Das Gedächtnis der Literatur. StudienVerlag, Innsbruck et al.

Abbas Khider 2022:
Der Erinnerungsfälscher.
Hanser Literatur, Berlin.
ISBN: 978 3446272743.
128 Seiten. 19,00 Euro.

Zitathinweis: Andreas Hudelist: Erinnerungen zwischen Wirklichkeit und Fiktion. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1795>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Im Haus der Herrscherin



Carmen Maria Machado Das Archiv der Träume

Ein autobiografischer Text erzählt von Gewalt und Missbrauch in einer queeren Beziehung und das Überwinden der eigenen Sprachlosigkeit.

Rezensiert von [Hanna Kopp](#)

Es steht ein Haus in Indiana, das birgt die Geschichte einer ersten lesbischen Beziehung. Beide Frauen sind Schriftstellerinnen und lernen sich in Iowa City kennen. Ihre Begegnungen sind intensiv. Und schnell entwickelt sich zwischen ihnen eine enge Bindung. Mit dem Umzug der einen – sie bleibt über den ganzen Text hinweg namenlos – in ein Einfamilienhaus in Indiana taucht die leitmotivische Beziehungskulisse auf: das Traumhaus.

Chronologisch breitet Carmen Maria Machado in ihrer zweiten Veröffentlichung „Das Archiv der Träume“ – ins Deutsche übersetzt von Anna Nina Kroll – Szenen eines Verhältnisses aus, das anfangs von der Euphorie einer neu erlebten, queeren Zweisamkeit und von rastlosem Begehren geprägt ist, in welchem sich die Ich-Erzählerin, die den Namen der Autorin trägt, aber zunehmend in Situationen mit ihrer gewaltsamen Partnerin konfrontiert sieht. Sind es zu Beginn scheinbar kleine Grenzüberschreitungen der Anderen, wird „Das Archiv der Träume“ nach und nach zu einer Chronik psychischer Gewalt.

Ein Traumhaus wird zum Albtraum

Machados Partnerin, eine charismatische, zierliche Harvard-Absolventin, kontrolliert, kommandiert und manipuliert. Sie lässt die Erzählerin ohne Geld mitten in New York zurück oder jagt sie durch das Traumhaus. Sie straft sie mit eisigem Schweigen und überrollt sie im nächsten Moment mit einer Lawine von Anrufen und Beschimpfungen. Sie isoliert Machado von ihren Freund*innen und zerstört nach und nach ihren Sinn für Realität, bis die Erzählerin tief verunsichert ihrer eigenen Wahrnehmung misstraut. Und: sie verbietet ihr, die Beziehung jemals zum Gegenstand ihres Schreibens zu machen.

Doch Machado schreibt – und hinterfragt gleichzeitig, ob das Geschehene schreibend überhaupt erfasst werden kann. Wie kann von Gewalt in queeren Beziehungen erzählt werden, wenn selbst innerhalb der Community kaum offen darüber gesprochen wird und nur wenige Berichte und Zeugnisse dokumentiert sind? Oft erreichen nur die gewaltvollsten Fälle die Öffentlichkeit und zeigen, wie schlecht die Opfer von der US-Justiz geschützt sind. Für Machado liegt das zum einen an Geschlechterstereotypen, die Frauen selten als Täterinnen denken und hinter Opfern häuslicher Gewalt stets *weiße*, dünne hetero Frauen vermuten. Gerade in lesbischen Beziehungen werden so Machthierarchien und Gewalt verschleiert und Frauen wie Machado erst gar nicht als Opfer gedacht. Zum anderen fürchtet die Autorin, dass der öffentliche Tabubruch um Missbrauch und Gewalt in queeren Beziehungen schlechte PR für eine Community bringe, die sich sowieso schon an den Rand der Gesellschaft gedrängt sieht: „Queere Menschen brauchen gute PR; für den Kampf um die Rechte, die uns fehlen, und um die zu behalten, die wir haben.“ (S. 303)

Hinzu kommt für sie die Schwierigkeit, die Handlungen ihrer Partnerin überhaupt als eine Form von Gewalt zu erkennen. Hinterher, als die Andere sich längst von ihr getrennt hat, wünscht sie sich, sie hätte „ins Auge stechende blaue Flecken davongetragen“ (S. 299), zweifelsfreie Beweise, die ihre Glaubwürdigkeit garantieren. Denn körperliche Gewalt, so analysiert eine von Machado zitierte Juraprofessorin, wird meist über alle anderen Facetten von Missbrauchserfahrungen gesetzt. Auch wenn Frauen isoliert, emotional und psychisch misshandelt werden, gelten sie juristisch nicht als Opfer, solange keine Körperverletzung vorliegt. „Die meisten Formen häuslicher Gewalt“, so stellt die Erzählerin fest, „sind vollkommen legal.“ (S. 157)

Machados individuelle Erinnerungsarbeit wird zum Kraftakt. Geschichten, die der ihren gleichen, findet sie nur wenige. Von diesen Lücken im kollektiven Gedächtnis sind marginalisierte Personen häufig betroffen. Dass die Archive leer sind, wo ihre Lebensrealitäten hätten repräsentiert sein können, erschwert die persönliche Auseinandersetzung mit Vergangenen. So fällt es viel schwerer, eigene Erfahrungen zu begreifen, zu kontextualisieren und sich darin wiederzuerkennen. Ohne Vorbilder spricht Machado in eine Leere hinein. Denn Archive, so beobachtet die Erzählerin, speichern erst einmal die Geschichten der Menschen, die sozialen Normen entsprechen. Also Menschen, die heterosexuell sind, die *weiß* sind, die sich klar einem Geschlecht zuordnen lassen. Darauf verweist auch ein von Machado zitierter Theoretiker der Queer Studies: „Wenn man als Historiker*in queeren Erlebens versucht, eine queere Vergangenheit zu dokumentieren, gibt es oft einen Pförtner, nämlich eine heterosexuelle Gegenwart.“ Passend dazu entschlüsselt Machado den Begriff des Archivs bereits im Prolog. Abgeleitet aus dem Altgriechischen lässt sich dieser mit „das Haus des Herrschenden“ übersetzen und verweist damit auf die Macht von Geschichtsschreibung und Kanonisierung. Was nicht zur Sprache kommt, wird nicht erinnert – und existiert damit nicht in der sozialen Welt.

Die neue Architektur eines Memoires

Um sich dem Geschehenen trotz dem Mangel an literarischen Vorbildern anzunähern (zu rekonstruieren), bedient sich Machado gängigen Gattungsgenres, die sie den vielen Kurzkapiteln des Texts als Überschrift vorausstellt. Das Traumhaus als Bildungsroman, als erotische Erzählung oder Textaufgabe, als Mythos, Doppelgänger-Figur oder American Gothic. Genauso wie die in Fußnoten hinterlegten traditionellen Motive aus Märchen und volkstümlichen Geschichten greift sie diese Texttraditionen auf, erweitert sie um eine queere Perspektive oder deutet sie ironisch um. Es ist der Versuch, ihre Geschichte in ein kulturelles Gedächtnis einzubetten und gleichzeitig eine neuartige Form eines Memoires zu schaffen, in dem sie als queere Frau mit ihrem Begehren und Schmerz im Zentrum steht.

Mit ihren Verweisen auf queere Diskurse und Repräsentation in Filmen und Songtexten, ihren Forschungen zu Missbrauchsfällen in lesbischen Beziehungen und zu juristischen Urteilen fügt Machado ihrem Werk außerdem eine theoretisch-essayistische Ebene hinzu. So wird „Das Archiv der Träume“ selbst zum Archiv. „Wenn du dieses Buch brauchst, dann ist es für dich“, schreibt Machado in ihrer Widmung und lädt damit alle, die sich in einer ähnlichen Situation wie sie befinden, zur Identifikation ein. Ihr individueller Erinnerungsakt strahlt damit weit über ihre eigene Erfahrung hinaus. Möge dieser Text in ein kollektives Bewusstsein wandern und allen, die ihn brauchen, für die eigene Befreiung zur Verfügung stehen.

Carmen Maria Machado 2021:

Das Archiv der Träume. Übersetzt von: Anna-Nina Kroll.

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart.

ISBN: 978-3-608-50450-7.

336 Seiten. 22,00 Euro.

Zitathinweis: Hanna Kopp: Im Haus der Herrscherin. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1796>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Die Kämpfe nicht zweimal verlieren



Fritz Güde
Umwälzungen
Schriften zu Politik und Kultur

Viele Umwälzungsversuche der letzten Jahrzehnte sind gescheitert. Warum das kein Grund zur Resignation sein darf.

Rezensiert von [Andrea Strübe](#)

Geschichte einer gescheiterten Revolution, Geschichte einer Linken, die trotzdem weitermacht, politische Geschichte einer Person: In dem Band „Umwälzungen“ verdichtet sich all das. Fritz Güde, Lehrer und Publizist, hat vieles erlebt und vieles gewälzt. Die Auswahl seiner seit Anfang der 1980er Jahre erschienenen Texte zu einer schier unbegrenzten Bandbreite von Themen geben Zeugnis davon. Eines der Medien, bei denen seine Texte erschienen sind, ist [kritisch-lesen.de](#). Das Rezensionsmagazin wurde von Fritz Güde mit gegründet. Unser Selbstverständnis, nach nun fast fünf Jahren immer noch unverändert, stammt maßgeblich aus seiner Feder. In den Monaten gemeinsamer Arbeit hat er die Redaktion mit Anregungen und Kritik bereichert und wesentlich zur inhaltlichen Auseinandersetzung beigetragen.

Sein 80. Geburtstag war Güdes langjährigen Weggefährten Thomas Trüten, Patrick Schreiner und Sebastian Friedrich Anlass, eine Auswahl dieser Texte gesammelt herauszugeben. In dieser Sammlung können die Leser_innen Güdes politischen Spuren und mit seinen Auseinandersetzungen der Geschichte der internationalen Linken des 20. und 21. Jahrhunderts folgen. In Rezensionen und Artikeln befasst er sich mit linker Geschichte, Faschismus, Antifaschismus, Literatur und Kultur, tritt in den Dialog mit Mao, Pjotr Kropotkin, Erich Fried, Bertolt Brecht, Kurt Tucholsky, Guy Debord und Christa Wolf, wälzt ihre Ideen, ihre Taten und ihre Einflüsse. Einer seiner wichtigsten Stichwortgeber ist dabei immer wieder Walter Benjamin und dessen Thesen „Über den Begriff der Geschichte“. Eingeleitet wird die Sammlung von Georg Fülberth mit einem Text zur Geschichte der politischen Linken in Deutschland seit Marx.

Güde, Jahrgang 1935, wurde durch die 68er-Revolution politisiert. In den frühen 1970er Jahren trat er dem Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW) bei. Dieses Engagement zur Anklage gemacht, wurde er 1974 als Lehrer suspendiert – als einer der ersten einer ganzen Berufsverbotschwele. Doch seinen Aktivismus gab er nicht auf, im Gegenteil. Seine Tätigkeiten im KBW behielt er zunächst bei und wurde zusätzlich im Komitee gegen die Berufsverbote und die politische Entrechtung im öffentlichen Dienst tätig. Obwohl sein Berufsverbot 1978 aufgehoben wurde, trat er nie wieder den Dienst in einer staatlichen Schule an. Politisch und publizistisch aktiv ist er bis heute.

Die Niederlagen und das Scheitern linker revolutionärer Umwälzungsversuche sind Güdes wichtigste Bezugspunkte. Nicht zufällig entstanden alle hier versammelten Texte nach der Auflösung des KBW, welche für viele, die so hart gekämpft hatten, in die Resignation und/oder die Realpolitik führte. Beides war, so ist es dem Nachwort zu entnehmen, keine Option für Güde. Hier kommt Walter Benjamins Kritik am Fortschrittsglauben eine wichtige Rolle für Güdes Denken zu. Der Glaube an eine gewisse Zukunft führe entweder zu Bequemlichkeit oder – schlimmer noch – verleite dazu, eigene Verfehlungen auszublenden. Wer die Geschichte vergesse und ihre Trümmer

begrabe, verliere die Kämpfe wieder und wieder. Wer nichts als die Gewissheit einer besseren Zukunft in den Händen halte, könne angesichts der fürchterlichen Verhältnisse und der Macht des Kapitalismus nur verletzt werden. Diese Erkenntnis ließ es vielen so schwer fallen, sich nach Rückschlägen wieder aufzurappeln und weiter zu machen. Deshalb müsse es den Rückgriff auf Geschichte, auf gemachte Erfahrungen und zugefügte Narben geben. Sinnbildlich mag hier Güdes Auffassung der Rolle des Proletariats sein: Dieses zehre nicht aus dem Ideal einer befreiten Gesellschaft der Zukunft, sondern aus den Unterdrückungen und Versehrungen der Vergangenheit.

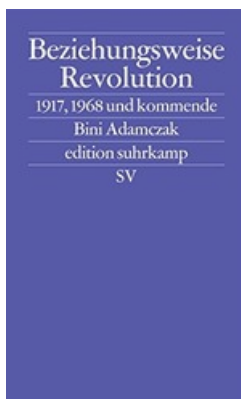
Genau diese Überzeugung macht den Nutzen des Buches deutlich, denn es wird nicht an Aktualität verlieren. Auch in fünf, zehn, 20 Jahren werden die Reflexionen Güdes auf den Verlauf der Geschichte lohnend für die andauernden Kämpfe sein. Der Ausgang der Geschichte ist nicht absehbar. Aber Linke müssen verstehen, wie sie das wurden, was sie sind. Sich der Vergangenheit abzuwenden und auf eine bessere Zukunft zu warten, führt oft genug zu Resignation und Untätigkeit. Diese Perspektive ist es dann auch, die sich im Selbstverständnis und vor allem im Namen von kritisch-lesen.de niedergeschlagen hat. Dort heißt es: „Wer meint, im Voraus zu wissen, was sein wird, ergibt sich“. Mit dem Wort Kritik ist eine ganz gezielte Form der Intervention gemeint: Erfahrungen aus den Niederlagen sind zu reflektieren und Gewissheiten zu hinterfragen. Nur so schaffen wir den „Blick ins Freie“.

Güdes Gedanken zu folgen ist nicht immer leicht. Sie sind gespickt mit Verweisen, die tiefe Kenntnis politischer und historischer Art erfordern. Wer sich darin aber zurecht findet, dem oder der steht ein großes Lesevergnügen bevor. Hier wird nicht nur sachliches Wissen verbreitet, sondern tiefe, radikale und philosophische Gedanken, gern auch mit einer Prise Witz versehen, und immer leidenschaftlich.

Fritz Güde 2015:
Umwälzungen. Schriften zu Politik und Kultur.
Edition Assemblage, Münster.
ISBN: 978-3-942885-97-3.
220 Seiten. 20,00 Euro.

Zitathinweis: Andrea Strübe: Die Kämpfe nicht zweimal verlieren. Erschienen in: Linke EU- und Europakritik. 39/ 2016, Erinnern von unten. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1332>.
Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Kleine Schritte zum ganz Großen



Bini Adamczak
Beziehungsweise Revolution
1917, 1968 und kommende.

Eine aktuelle und selbstkritische Überlegung zur Revolution muss den Begriff der Solidarität ins Zentrum rücken.

Rezensiert von [Jonathan Eibisch](#)

Revolution heute denkbar zu machen und revolutionär zu werden – das bedeutet, gemeinsam eine neue links-emanzipatorische Großerzählung zu entwerfen, an der sich verschiedene radikale politische Strömungen ausrichten können. Diese Suche nach Verständigung wird von Bini Adamczak in „Beziehungsweise Revolution“ vollzogen. Ihr Ausgangspunkt ist die Russische Revolution 1917, die sie auf Grundlage verschiedener politischer und theoretischer Strömungen betrachtet – Marxismus, Feminismus, Poststrukturalismus, Anarchismus und Rätekommunismus. Die daraus entwickelte kommunistische Beziehungstheorie ermögliche, so Adamczak, einen anderen

„Blick auf kapitalistische Vergesellschaftung [...]. Dieser beansprucht nicht wahrer oder wesentlicher zu sein als andere Kapitalismustheorien. Er behauptet nicht, radikaler oder umfassender zu sein als andere Kapitalismuskritiken. Er verlangt allerdings danach, die Überwindung von Kapitalismus anders zu konzipieren als in Begriffen der Negation, der Reform oder der Subversion. Nicht darum, Kapitalismus besser zu verstehen, geht es, sondern darum, ihn leichter zu verändern“ (S. 248).

Unterschiede benennen und Gemeinsames suchen

Die Erarbeitung von Gemeinsamkeiten in einer Situation der Zersplitterung ist der entscheidende Beitrag, den Adamczak leistet. Anstatt erbitterte Deutungskämpfe zu führen, die jeweiligen Standpunkte zu fetischisieren, an dogmatischen Wahrheitsansprüchen und liebgewonnenen politischen Identitäten festzuhalten, sollte es, so ihr Anliegen, um den gelegentlich noch hochgehaltenen eigenen Anspruch gehen: um die konsequente Arbeit an der Revolutionierung unserer Gesellschafts- und Lebensverhältnisse.

Die Position von „Beziehungsweise Revolution“ ist eine der ernsthaften Kommunikation, ohne dabei beliebig zu sein und eigene Inhalte aufzugeben. Allein davon lässt sich eine Menge für die theoretische Arbeit, aber auch für die politische Praxis lernen. Letztere ist weniger schöngeistig-intellektuelle als vielmehr organisatorisch-politische Aufgabe. Für den Entwurf der konkreten Utopie einer sozialistischen Gesellschaft im 21. Jahrhundert sind die Zeiten ihrer autoritären Vereinheitlichung und Erzwingung hoffentlich ebenso überwunden wie auch der zu schwammige Grundkonsens einer „Bewegung der Bewegungen“, wie er von globalisierungskritischen Denker*innen hochgehalten wurde. Ansätze einer Mosaik-Linken beschreiben zwar umfassend die Herausforderung, können aber kaum überzeugen, wenn die Bewegung am Ende doch an eine Partei angebunden werden soll. Noch weniger trifft dies auf eine linke Sammlungsbewegung zu,

welche den Weg der demokratischen Auseinandersetzung gleich zu überspringen beabsichtigt und das fertige vermeintlich anschlussfähige Konzept schon liefert.

Dagegen lauten die impliziten Aufforderungen von Adamczak, mit der Fetischisierung von Revolution und Utopie zu brechen und sie wieder ins Spiel zu bringen, die eigenen Erfolge zu würdigen und Strategien zum Siegen zu entwickeln, nach dem Gemeinsamen verschiedener Strömungen in ihrer Pluralität zu suchen und ein „Verständnis der Solidarität [als] ein Denken jenes *zwischen*, das den eigentlichen Lebensraum der Beziehungsweise bildet“ (S. 227), zu fördern.

Von der Depression zur Handlungsfähigkeit

„Beziehungsweise Revolution“ knüpft an die Grunderfahrung vieler überzeugter Linker an: jener des Scheiterns, selbst beim Siegen. Diese Erfahrung hat ihre Gründe sowohl in der leidenschaftlichen Bezugnahme auf die Ausgebeuteten, Unterdrückten und Entrechteten sowie in der tiefen Sehnsucht nach der letztendlichen Überwindung aller menschenverachtenden, gewaltsamen und entfremdenden Zustände. Die darin geformten historischen Entwicklungen, wie beispielsweise die Konterrevolution des Stalinismus im Anschluss an die Russische Revolution oder jene des Neoliberalismus nach der 68er-Bewegung, haben sich als Traumata in die Psyche politisch bewegter Menschen eingeschrieben.

An diesem Punkt setzt Adamczak an und verdeutlicht, dass in revolutionären Prozessen stets auch die Geschlechterverhältnisse neu gestaltet wurden. Es zeigt sich, dass hierbei Ansätze aus der Queertheorie dienlich sind um verschiedene Dualismen im neuzeitlich europäischen Denken aufzubrechen, wobei der Begriff „Beziehungsweise“ diese vermitteln soll. Er soll Nah- und Fernbeziehungen beschreiben, gleichwie „informelle wie institutionalisierte und formalisierte Beziehungen“ (S. 256) erfassen und ist zwischen

„binären Oppositionen angesiedelt [...], deren Ausschließlichkeit er unterwandert: Individuum/Kollektiv, Gesellschaft/Gemeinschaft, Struktur/Handlung, Privatheit/Öffentlichkeit, Subjekt/Objekt, Einheit (Harmonie)/Zweiheit (Freund/Feind), Affektivität/Rationalität“ (ebd).

Adamczak entwickelt eine konsequente philosophische Dialektik und bietet Synthesen an: Revolution solle als Prozess der „synaptischen Konstruktion“ (S. 77f.) verstanden werden; statt auf Totalität oder Singularität müsse sie Relationalität – also ein Geflecht von mitunter komplexen Beziehungen – in den Blick nehmen; statt ausschließlich auf der Veränderung der Produktionsweise oder der Existenzweise hin zu arbeiten, sollen durch die Revolution Beziehungsweisen verändert werden; statt Gleichheit oder Freiheit soll in ihr die Verwirklichung von Solidarität zum Ausgangs- als auch zum Fluchtpunkt genommen werden.

Worin Adamczak sich dabei verstrickt, sind die Dilemmata marxistisch geprägter Intellektueller: So bildet sie die Synthesen zur Relationalität und Solidarität der kommenden Revolution etwas zu holzschnittartig. Ihre Ausführung darüber, dass „Intellektuelle“ die „kontrafaktische Anrufung“ von Revolution als „theoretische Figur“ (S. 81f.) in vermeintlich nicht-revolutionären Zeiten „konservieren“ (S. 266) sollen, erweisen sich als skeptische Suchbewegung, die hinter dem radikalen Gehalt ihrer eigenen Gedankengänge zurückbleiben. Immerhin könnte aus dem hier Geschilderten ebenfalls abgeleitet werden, Revolution sei das, was hier und heute zumindest einige Menschen praktisch tun, wenn sie solidarische Beziehungen knüpfen, Gemeinsames suchen und dieses auf geteilte Ziele hin ausrichten.

Begrüßenswert ist die Adaption anarchistischer Denkweisen, die augenscheinlich auch einen theoretischen Gewinn für die kommunistische Beziehungstheorie darstellen. Spannend wäre nun allerdings die Frage der konkreten Umsetzung von Adamczaks Gedankengängen. Dies aber betrifft weniger Aufgaben des Schreibens oder Lesens, sondern des Revolutionierens.

Bini Adamczak 2017:
Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende.
Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.
ISBN: 9783518127216.
313 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Jonathan Eibisch: Kleine Schritte zum ganz Großen. Erschienen in: Revolution!. 50/
2019, Erinnern von unten. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1525>. Abgerufen am: 22.
01. 2023 18:37.

Trauern um gestern für morgen



Enzo Traverso
Linke Melancholie
Über die Stärke einer verborgenen Tradition

Verborgен unter der Geschichte der Linken schlummert eine Emotion, die dieser kaum bewusst und doch so wichtig ist. Wir sollten sie wieder ausgraben.

Rezensiert von [Felix Matheis](#)

Aus welchem Gefühl schöpfen linke Bewegungen ihre Kraft? Wut? Liebe? Vielleicht Angst? Geht es nach Enzo Traverso, ist es keine dieser Emotionen. Es ist die Melancholie. Diesem Gemütszustand, dessen wichtigste Merkmale laut Traverso Trauer und Resignation sind, widmet der marxistische Historiker daher ein ganzes Buch. Er möchte die „melancholische Dimension“ (S. 7) der linken Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts erforschen. Bei ihr handele es sich um eine verborgene Tradition, die es freizulegen gelte. Das ist für das ehemalige Mitglied der Ligue communiste révolutionnaire, einer trotzkistischen Partei in Frankreich, nicht einfach eine historiografische, sondern eine politische Angelegenheit.

Vergangenheit für die Zukunft

Wie Linke sich auf das Gestern beziehen, habe sich in den vergangenen Jahrzehnten fundamental verändert, so Traverso. Im 19. und 20. Jahrhundert habe im linken Denken eine Dialektik zwischen Vergangenheit und Zukunft bestanden. Demnach sei für emanzipatorische Bewegungen das Vergangene in die Erinnerung einzuschreiben gewesen, um es in die Zukunft zu projizieren. Das soll heißen, bisherige Erfahrungen, gerade Niederlagen, boten Linken die Kraft, positive Erwartungen an die Zukunft zu stellen. Zugleich halfen die Kämpfe der jeweiligen Gegenwart, die Trauer über vergangene Niederlagen zu verarbeiten. Mit dem Umbruch von 1989/90 sei diese Dialektik zerstört worden. Die Epoche, die dann folgte, charakterisiert Traverso als „präsentisch“, als eine „ausgedehnte Gegenwart“ (S. 17), die keine Zukunft, keine echte Utopie mehr kenne. Offizielle Erinnerungsdiskurse würden nur noch Trauer um die Opfer von Gewalt und Genozid kennen, keinerlei Erinnerung an revolutionäre Erfahrungen. Der vormals verheißungsvolle Begriff des Kommunismus sei auf seine totalitäre Dimension reduziert und stehe nur noch für Entfremdung und Unterdrückung. Obwohl seit der Französischen Revolution große Umwälzungen stets Utopien und Hoffnungen erzeugt hätten, fehlten diese den Umbrüchen von 1989/90 und der Folgezeit. Die postsozialistischen Gesellschaften befassten sich nur noch mit der nationalen Vergangenheit, und auch den schwungvollen arabischen Revolutionen seit 2011 sei es nicht gelungen, Neues anstelle des Bisherigen zu setzen.

Der Linken sei durch 1989 die Vergangenheit und damit die Zukunft verlorengegangen, denn der Zusammenbruch des Realsozialismus habe einen „Berg an Ruinen“ (S. 26) hinterlassen, den aufzuräumen kaum möglich war. In der Trauer um diesen Verlust sieht der Autor Melancholie, die er nicht etwa empirisch konstatiert, sondern regelrecht beschwört: „Es ist die Melancholie einer Linken, die [...] sich nicht der Bilanz der akkumulierten Niederlagen entzieht. Eine Linke, die nicht vor der vom Neoliberalismus gezeichneten globalen Ordnung resigniert [...]“ (S. 9) Linke Melancholie habe schon immer existiert, müsse allerdings anerkannt werden, um für neue

emanzipatorische Kämpfe fruchtbar werden zu können. Um dieses politische Anliegen geht es Traverso, der den Anti-Aids-Aktivismus der Homosexuellenbewegung der 1980er zum Vorbild nimmt. Diese hätte ihre Kraft aus der Trauer um ihre Freunde und Geliebten gespeist.

Verlieren, um zu gewinnen

Auf der Suche nach der Melancholie in der linken Vergangenheit führt der Autor uns durch eine Galerie der linken Kultur, in der ihre Texte, Bilder und Filme ausgestellt sind. In den einzelnen Kapiteln, die teilweise auf schon älteren Texten Traversos basieren, zeichnet er die Linie der verborgenen Tradition an ganz unterschiedlichen Beispielen nach. Es geht dabei um die Rolle der Niederlagen in der Geschichte der Linken sowie um die Frage nach Erinnerung für marxistische Bewegungen. Filmen widmet Traverso ein ganzes Kapitel, ebenso wie dem Verhältnis zwischen antikolonialen Bewegungen und europäischen linken Denkern. Auch in der Bohème des 19. Jahrhunderts und im Briefwechsel zwischen Theodor W. Adorno und Walter Benjamin sieht Traverso Anknüpfungspunkte, um sich mit dem Melancholischen zu befassen. Der Begriff der linken Melancholie ist dabei über weite Strecken eher eine lose Klammer, das Buch mehr eine Collage, ein Lesebuch, in dem man vor- und zurückblättern kann.

Linke Niederlagen spielen hier also eine besondere Rolle, und Traverso sucht nach ihrer Funktion für die Linke selbst. Die Pariser Commune von 1871, der sogenannte Spartakusaufstand vom Januar 1919 in Berlin oder der Militärputsch gegen die Regierung Salvador Allendes 1973 waren katastrophale Erfahrungen für emanzipatorische Bewegungen. Trotz des Schreckens und der Trauer, so möchte Traverso an Texten und Kommentaren von Karl Marx, Rosa Luxemburg und Allende zeigen, waren diese Niederlagen Kraftquellen für die Zukunft. Die historischen Situationen, in denen emanzipatorische Bewegungen besiegt und vorerst vernichtet wurden, erscheinen so als Gehversuche, deren Scheitern Anlass zu erneutem Aufbruch gaben. „Die Trauer ist von Hoffnung untrennbar.“ (S. 61)

Klassenkampf im Kino

In Filmen sieht der Autor „gedankliche Erfahrungen über die Vergangenheit“ (S. 101), womit Traverso meint, dass in ihnen Erlebtes verarbeitet wird, weshalb sie dem Historiker als Quelle dienen. Er analysiert daher verschiedene Kinowerke, die sich mit revolutionären Episoden in Europa oder dem antikolonialen Befreiungskampf befassen. So beschreibt Traverso beispielsweise ein Filmprojekt des italienischen Regisseurs Luchino Visconti, dessen Film „Die Erde bebte“ 1948 ausgestrahlt wurde. Visconti habe ursprünglich beabsichtigt, eine Trilogie über Klassenkämpfe in Italien zu schaffen, deren glorreiches Finale die erfolgreiche Besetzung von Ländereien durch Bäuerinnen darstellen sollte. Aus Geldmangel konnte Visconti jedoch nur den ersten Film realisieren, der das Elend italienischer Küstendörfer zeigt. Die Veröffentlichung des Streifens fiel zeitlich zusammen mit der Niederlage der kommunistischen Bewegung in Italien Ende der 1940er Jahre. Das gescheiterte Filmprojekt interpretiert Traverso als künstlerische Parallele, in der sich die Melancholie über die linke Niederlage ausdrückt. Eine derartige Analyse ist also eher sinnbildlich zu verstehen und nicht streng historiografisch. Einen direkten Zusammenhang zwischen dem Scheitern des Filmprojektes und dem Scheitern der italienischen Linken zu dieser Zeit weist der Autor nämlich gar nicht nach. Für Traverso ist der Film vielmehr eine „allegorische Repräsentation der Niederlage“ (S. 103). Zugleich kontrastiert der Autor derartige Filme mit solchen wie „Das Leben der Anderen“ von 2006, in denen der Sozialismus nur noch als totalitäre Vergangenheit erscheint und damit keinerlei emanzipatorisches und utopisches Potenzial mehr besitzt.

Während solche Abschnitte klar von der Frage nach der Melancholie geleitet werden, wird der rote Faden andernorts dünner. So ist es nicht durchweg offensichtlich, was die Bohème des 19. Jahrhunderts, mit der Traverso sich ausführlich befasst, über melancholische Gefühle in der Linken aussagt. Auch das Kapitel über das Verhältnis zwischen Adorno und Benjamin geht inhaltlich deutlich über die zentrale Fragestellung des Buches hinaus. Doch auch dann, wenn Traverso die

Melancholie aus den Augen verliert, kann die Leserin Interessantes über linke Geschichte und Theorie lernen. Das gilt beispielsweise für die Auseinandersetzung mit Karl Marx' ambivalenter Haltung gegenüber dem Kolonialismus und den Kolonisierten, die sich auf seine Rezeption Hegels zurückführen lässt. So erörtert der Autor die Unterschiede zwischen den eindeutig eurozentrischen Sichtweisen in Marx' Frühwerk und seinen Ausführungen im Spätwerk, in dem er seine Herablassung gegenüber dem globalen Süden spürbar revidiert habe. Ferner betont Traverso die Unterschiede zwischen Marx' Texten und den von „kolonialer Selbstzufriedenheit“ (S. 195) geprägten Texten bürgerlicher Ökonomen, etwa John Stuart Mill.

Traverso holt also die Melancholie hervor und präsentiert sie der Linken zur bewussten Reflexion. Damit gewährt er gleich zwei verschiedenen Kategorien ihren Platz im linken Denken. Erstens dem Emotionalen, das Antrieb emanzipatorischer Bewegungen sein kann. Zweitens dem Vergangenen, aus dem Linke nicht nur Melancholie schöpfen können, sondern auch Wissen über ihre eigene Geschichte, das es braucht, um eine neue Zukunft zu erschaffen. Eine solche Rückbesinnung könnte den positiven Zusammenhang zwischen Gestern und Morgen wiederherstellen.

Enzo Traverso 2019:

Linke Melancholie. Über die Stärke einer verborgenen Tradition. Übersetzt von: Elfriede Müller. Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-265-2.

296 Seiten. 19,80 Euro.

Zitathinweis: Felix Matheis: Trauern um gestern für morgen. Erschienen in: DDR - Innenansichten in der Literatur. 53/ 2019, *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1574>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Geschichte und Erfahrung



Felix Denschlag

Vergangenheitsverhältnisse

Ein Korrektiv zum Paradigma des „kollektiven Gedächtnisses“
mittels Walter Benjamins Erfahrungstheorie

Mit Benjamin im Rücken legt das Buch eine längst überfällige Kritik am Paradigma des kollektiven Gedächtnisses vor.

Rezensiert von [Henning Gutfleisch](#)

Ausgangspunkt von Felix Denschlags Dissertation „Vergangenheitsverhältnisse“ bilden die theoriepolitischen Schwierigkeiten, welche dem kollektiven Gedächtnis zugrunde liegen. Mit der „Wiedervereinigung“ Deutschlands gewann auch dieses von Aleida und Jan Assmann aufgegriffene Theorem an Popularität. Seither unumstößliches Paradigma in der Forschung zu Erinnerungskultur und Geschichtspolitik reflektiert es nicht bloß auf das neuerliche nation building der Berliner Republik, es selbst ist Teil eben dieses Prozesses. Von Maurice Halbwachs noch als analytisches Werkzeug konzipiert, droht das kollektive Gedächtnis nun all jenes zu bejahen, was es einst nur beschreiben wollte. Doch liegen diese Probleme nicht allein in der Vereinnahmung der Wissenschaft durch politische Zwecke, vielmehr gründen sie bereits in der Begriffsbildung selbst. Das theoriepolitische Programm der beiden Assmanns zielt laut Denschlag hierbei auf die Schaffung eines geläuterten Deutschlands, wodurch es sich auf Linie mit den innen- wie außenpolitischen Interessen des Staates weiß; insofern selbst Signatur des Postnazismus, arbeite es dem deutschen Großmachtstreben zu.

Konjunkturen: das kollektive Gedächtnis

Denschlags Fluchtpunkt ist die Kritik an der von den Assmanns fälschlicherweise vorgenommenen Gleichsetzung von Gedächtnis und Identität, wodurch Diskontinuitäten und Brüche, die beide gleichsam durchschlagen, verleugnet werden. Während sie alleine positivistisch entfaltet werden, sei ihrer negativen Bestimmung, wie die psychoanalytische Einsicht ins Unbewusste, keinerlei Raum mehr zugedacht. Geschichte erscheine so als eine natürliche und alternativlose Abfolge; Abweichungen werden aus ihr ausgelöscht. „Das ‚kollektive Gedächtnis‘ im Singular“, so der Autor, „ist eine verkürzte Redeweise und zudem anfällig für die Vereinnahmung durch ideologische Einheitsvorstellungen, durch die keine real existierende Gesellschaft deskriptiv charakterisiert werden kann.“ (S. 46) Dennoch firmiert es als „Oberbegriff“ und leitendes Paradigma in der Forschung. Es umfasst alle Phänomene, ob nun individuelles Erinnern oder öffentliche Inszenierung politischen Gedenkens. Die Schwierigkeiten liegen dabei auf der Hand: Der Begriff ist derart umfassend, dass eine sinnvolle Eingrenzung kaum möglich ist, ohne die Mannigfaltigkeit der Phänomene dabei aus dem Blick zu verlieren. Zugleich wird das Gedächtnis ebenso als „Speichermedium“ (S. 9) betrachtet, in dem Geschichte dinghaft hinterlegt ist. Einen solchen Speicher, „über den der Erinnernde nach Belieben verfügen kann, um Vergangenes in Erinnerung zu rufen“ (S. 126), kritisiert Denschlag entschieden. Denn das Gedächtnis als Speichermedium „negiert“ nicht nur „die für identitätsrelevante Erfahrung entscheidende Aktualisierung und Erneuerung der Vergangenheit“ (S. 234). Es tilgt auch jeglichen Bezug des Vergessens aus ihm, wenn es als bloßes Speichermedium verdinglicht wird. Durch systematisches Verdrängen des Unbewussten aus der Theoriebildung erscheint es demnach als mangelhaft und für eine kritische

Analyse ungeeignet. So beinhalte „[d]ie machtgestützte Institutionalisierung und Festschreibung bestimmter Deutungen der Vergangenheit [...] immer auch die Verdrängung von Elementen des Vergangenen, die sich nicht in diese Deutungen fügen“ (S. 158).

Von dieser Hypothese ausgehend, konturiert der Autor schrittweise sein Vorhaben eine Erinnerung ins Werk zu setzen, die „die Voraussetzungen für nicht-entfremdete Erfahrung“ schafft und jene zu unterbinden, die „lediglich noch entfremdete Verhältnisse der Subjekte zu sich, zu den anderen Menschen und zur Welt ermöglichen“ (S. 80). In zwei die Arbeit teilende Oberkapitel nimmt er eine systematische Rekonstruktion der zentralen zur Debatte stehenden Begriffe vor. So entfaltet Denschlag im ersten Teil, wie oben erörtert, das kollektive Gedächtnis nach Halbwachs sowie dessen Fortführung durch die Assmanns. Dieses stellt sich jedoch für die Forschung als weitgehend unbefriedigend heraus,

„da es kaum kritisch-theoretisches Potenzial hat, sondern in erster Linie einem praktischen Interesse Ausdruck gibt: In Zeiten von Vertrauensschwund und Orientierungsverlust durch soziale Beschleunigung soll Identität sein und durch das ‚kollektive Gedächtnis‘ gewährleistet werden“ (S. 89).

Im zweiten Teil legt der Autor, entsprechend dem Untertitel seiner Arbeit, ein Korrektiv an diesem Paradigma mittels Walter Benjamins Erfahrungstheorie vor – was bereits anzeigt, dass es ihm nicht darum geht die beiden Modelle „gegeneinander auszuspielen“ (ebd.), sondern miteinander zu vermitteln. Hierbei ist positiv hervorzuheben, dass Benjamins Begriff der Erfahrung mit jenen des Erinnerns und Vergessens verknüpft – und somit nicht nur werkimmanent, sondern ebenfalls historisch-genetisch rekonstruiert wird: über Henri Bergson, Marcel Proust und Sigmund Freud – wobei gerade letzterer Bezug besonders erfreulich ist, da die Freud-Rezeption Benjamins zwar seit Anfang der 1990er begonnen wurde, über vereinzelte Arbeiten jedoch bisher kaum hinauslangte. Diese systematische Rekonstruktion erlaubt der Leserin insgesamt den schrittweisen Nachvollzug der sich in ihrer Komplexität stetig steigenden Begriffe.

Korrekturen: Erinnern und Vergessen

Anstatt also die Identität des Subjekts über alle Wirren und Gewalten der Moderne abzuschotten, wie es die traditionelle Konzeptualisierung des kollektiven Gedächtnisses noch vorsieht, erlaubt Benjamins Theorie der Erfahrung, sich diesen Einflüssen zu öffnen und ihnen somit angemessen Rechnung zu tragen.

„Das ‚kollektive Gedächtnis‘ ist aus dieser Perspektive [sprich: als vereinzelte Einzelne zwanghaft Teil einer Masse zu sein, Anm. H.G.] eine konservative Instanz, die ihre Identitätsvorstellungen tendenziell total zu institutionalisieren strebt. Während das Individuum innerhalb des Paradigmas des ‚kollektiven Gedächtnisses‘ gewissermaßen gar nicht existiert, geht Benjamin vom Individuum aus, das durch die kollektiven ‚Rahmen‘ der Vergesellschaftung eher beschädigt wird und tendenziell verschwindet.“ (S. 254)

Im Gegensatz zum kollektiven Gedächtnis nimmt Benjamins Theorie der Erfahrung jene Brüche mimetisch auf, die die Subjekte durch Geschichte und Gesellschaft erleiden. Benjamin subsumiert das Subjekt somit nicht einfach affirmativ unter ein Kollektiv, sondern weist seine Beschädigung dialektisch durch dieses nach. Wider dem Appeasement an nationale Interessen trotz das Subjekt seiner forcierten Vereinnahmung. Im dynamischen, ja dialektischen Verhältnis zwischen Erinnern und Vergessen modifiziert sich demnach nicht nur die Beziehung zum Selbst, sondern ebenfalls diejenige zur Welt – womit sich die Erfahrung ebenfalls ihrer Instrumentalisierung versperrt. Die von Entfremdung gezeichnete Erfahrung kann negativ aufgenommen – und im Weiteren aufgehoben –, anstatt bloß abgewehrt werden. Benjamins Begriff der Erinnerung bildet Vergangenes dabei nicht ab, sondern interveniert in es. „Denn jeder Erinnerungsakt vermittelt nicht nur den Eindruck eines Vergangenen, sondern darüber hinaus ein jeweils gegenwärtig verändertes

Verhältnis zu diesem Vergangenen.“ (S. 255) Geschichte birgt demnach Geschichten unabgegotener Potenziale und verpasster Chancen, welche im rechten Moment – der *Jetztzeit* – für die Gegenwart aktualisiert werden müssen. Gegenstand und Zeitpunkt sind jedoch keine zufälligen. Vielmehr sind sie präzise aus den gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen heraus zu ermitteln. Demnach können, Denschlags Korrektiv zufolge, „alternative Deutungen der Vergangenheit neue Gegenwartsorientierungen und Zukunftserwartungen erzeugen und Kontinuitäten durchbrechen und zu einem geschichtlichen Bewusstsein der Diskontinuität führen“ (S. 76) Dadurch lasse das kollektive Gedächtnis nochmals entscheidende theoretische Neujustierungen zu.

Konjekturen: Kritik und Intervention

Insgesamt legt der Autor eine sachkundige Analyse zentraler Fallstricke geschichtspolitischer Theoriebildung vor, die, wie seine Bestimmungen zeigen, auch bitter nötig ist. Hierbei ist, neben der systematischen Rekonstruktion Benjaminscher Begriffe, vor allem ihre Übertragung auf einen aktuellen Gegenstand positiv hervorzuheben. Denn zumeist verbleiben exegetische Ausführungen – in der Benjamin-Forschung insbesondere – in ihrer Sparte, anstatt über sie hinaus in politisch relevante Felder zu intervenieren. So macht Denschlag mit einem zentralen Motiv Benjamins ernst: der Verwendung vorgefundenen Materials – wenngleich dies nahezu auf begrifflich-theoretischer Ebene erfolgt.

Obschon der Versuch Benjamins Theoreme für gegenwärtige Problemkonstellationen zu aktualisieren in der Arbeit glückte, bilden ihre stärksten Passagen zugleich die größten Schwächen. Denn Denschlags Kritik am Gegebenen versäumt es, ihren normativen Standpunkt stringent auszuweisen; die Kontinuität der Geschichte allein deutet noch nicht auf ihre notwendige Stillstellung hin. So nimmt es nicht weiter Wunder, dass seine Analyse der Moderne, die mit marxischer Terminologie vorgeht, sich den Modi kapitalistischer Vergesellschaftung, kapitalistischer Verhältnisse überhaupt, nicht näher zuwendet. Die Kapitel zu Verdinglichung und Entfremdung begreifen zwar ihren Sachgehalt, bleiben darüber hinaus jedoch steril und konturlos. Denschlags Arbeit droht so die Fühlung mit ihren Sachgehalten zu verlieren und hinter die einstigen Erkenntnisse Kritischer Theorie zurückzufallen. Dies enttäuscht, birgt sie doch jene Potenziale zur Entfaltung einer Sprengkraft, um die Verkümmern des Geistes durch falsche Theorie zum Einsturz zu bringen.

Felix Denschlag 2017:

Vergangenheitsverhältnisse. Ein Korrektiv zum Paradigma des „kollektiven Gedächtnisses“ mittels Walter Benjamins Erfahrungstheorie.

Transcript Verlag, Bielefeld.

ISBN: 9783837639056.

287 Seiten. 34,99 Euro.

Zitathinweis: Henning Gutfleisch: Geschichte und Erfahrung. Erschienen in: Neue Klassenpolitik. 47/ 2018, *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1475>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Zeit der Tragödie, Zeit der Massen



C.L.R. James

Die Schwarzen Jakobiner

Toussaint Louverture und die Haitianische Revolution

Der marxistische Klassiker über die Haitianische Revolution liegt endlich in einer Neuauflage vor, die den Konflikt zwischen Heldenverehrung und Massenbewegung herausarbeitet. Wer schreibt die Geschichte?

Rezensiert von [Ivo Eichhorn](#)

Als ich den marxistischen Klassiker „The Black Jacobins“ von C.L.R. James vor wenigen Jahren zum ersten Mal las, war die deutschsprachige Übersetzung von Günter Löffler aus dem Jahr 1984 nicht aufzutreiben. Seit 2021 liegt sie in einer sprachlich von Jen Theodor überarbeiteten Fassung wieder vor und ermöglicht – nicht zuletzt dank der beiden Nachworte der Herausgeber*innen Philipp Dorestal und Çiğdem Inan – eine neue Lektüre.

Kämpfe um Universalität

„Die schwarzen Jakobiner“ hat die Haitianische Revolution der Jahre 1791 bis 1804 zum Gegenstand. Den Ausgangspunkt bildet eine Schilderung der sozialen Verhältnisse in der französischen Kolonie Saint Domingue und insbesondere der kolonialen Praxis der Versklavung. Vor diesem Hintergrund stellt James die Geschichte des revolutionären Prozesses in seiner transatlantischen Verzahnung mit den Geschehnissen in Frankreich und in seinen Wechselfällen bis zur Erlangung der Unabhängigkeit Haitis dar. Er schreibt so die Geschichte einer Revolution, die in den dominanten Selbsterzählungen der westlichen Moderne mindestens ein Schattendasein fristet, zugleich aber als Verwirklichung einiger Ansprüche ihrer Schwesterrevolution in Frankreich erscheinen kann. Dort wurde eine universelle Gleichheit und Freiheit in der Erklärung von Menschen- und Bürgerrechten formuliert, aber nur partikular realisiert. Gleiche Bürger meinte zunächst und immer wieder weiße, männliche, erwachsene, mündige und national eingeschlossene Eigentümer. Doch die Aussage universeller Gleichheit und Freiheit überschritt schnell ihre spezifische Äußerung: Zahlreiche politische und soziale Kämpfe können als Anfechtungen der exklusiven Logik der Menschen- und Bürgerrechte begriffen werden und begründen als solche den andauernden Konflikt um ihre Universalität. Bereits im Wechselspiel mit dem revolutionären Prozess in Frankreich haben die versklavten Massen der profitabelsten französischen Kolonie ihren Befreiungskampf aufgenommen, die Sklaverei abgeschafft und die Unabhängigkeit errungen. Die Geschichte der Haitianischen Revolution zu schreiben, hieß für James und heißt noch heute, diesem Kampf um Universalität Gehör und Sichtbarkeit zu verschaffen. Darin zeigt sich: „The struggle of the masses for universality did not begin yesterday.“ (James 1947/1980, S. 91)

Revision in der Lektüre

Das Buch kann zunächst als eine dramatische Erzählung gelten, die um das Schicksal ihres Protagonisten Toussaint Louverture – James schrieb zuvor ein Theaterstück über ihn – als Revolutionsführer gebaut ist. Handelt es sich also eher um eine Geschichtsschreibung „großer Männer“ als um eine Geschichtsschreibung „von unten“? Das Nachwort von Çiğdem Inan zur Neuausgabe hilft, diese Frage zu bearbeiten. Es beleuchtet den Text anhand der Lektüren, die sich

in Form kleiner Umarbeitungen und Einfügungen in der zweiten Auflage von 1963 und insbesondere in späteren Vorträgen und Vorlesungen niedergeschlagen haben. Wie Carolyn E. Fick, die Autorin der Studie „The Making of Haiti. The Saint-Domingue Revolution from Below“, formuliert, richten diese späteren Kommentierungen von James den Blick auf die „problematische Beziehung zwischen revolutionärer Führung und Massenbewegungen von unten“ (Fick 2017, S. 64). Inans Nachwort diskutiert diese Akzentverschiebung unter Hinzuziehung von jüngeren Texten und Überlegungen zu kolonialer Sklaverei, Eigentum und Praktiken des Widerstands. Die Geschichtsschreibung von James ersetzt so gelesen nicht bloß das historische Personal, wie etwa, wenn lediglich statt von Napoleon als Weltgeist zu Pferde nun von Toussaint Louverture als „schwarzem Konsul“ (S. 219) berichtet werden würde. Vielmehr weist die Lektürepraxis des Nachworts auf Spuren von „Mikro-, vor allem aber Massenpolitiken“ im Text (Inan, S. 352), die die herrschaftsgeschichtliche Darstellung der Taten und Schicksale „großer Männer“ kontrastieren und konterkarieren. Darüber fordert das Nachwort zu einer Revision in der Lektüre des Textes auf, die über den metaphorischen Ausdruck einer Geschichtsschreibung „von unten“ hinaus auf das Problem einer grundlegend gewandelten Position historischer Erkenntnis führt.

Zeiten des Konflikts

Keineswegs wird in einer solchen Lektüre die Mythisierung einzelner Heroen bloß in einen spiegelbildlichen Mythos der Massen verkehrt. Die Rolle der „großen Männer“ erfährt vielmehr eine folgenreiche Verfremdung. Vor allem als Figuren oder Bilder, d.h. im Imaginären der Massen erlangen die einzelnen Heroen, Revolutionäre oder Staatsgründer Geschichtsmächtigkeit. Ihre Handlungskraft ist nicht nur durch geschichtliche Notwendigkeit begrenzt, wie James in seinem Vorwort von 1938 nahelegt, sondern ihre Denk- und Entscheidungsfähigkeiten werden auch gelegentlich seitens der Massen überholt. Etwa wenn die aufständischen Massen, die Louverture geführt hat und die ihn getragen haben, letztlich über seine tragische Bindung an die Französische Republik hinausgehen, und den Unabhängigkeitskrieg entscheidend zuspitzen, während er in französischer Gefangenschaft briefliche Appelle an seinen Antagonisten Bonaparte richtet und bald darauf verstirbt. Die Tragödie des Einzelnen, die James zu Beginn des abschließenden Kapitels über den Unabhängigkeitskrieg reflektiert, zerbricht, wo die dramatische Zeit des Konflikts zwischen den „weltgeschichtlichen Individuen“ Napoleon Bonaparte und Toussaint Louverture von einer Zeit der Massenaktivität durchkreuzt wird. Damit zerbricht aber auch der Modus der Geschichtsschreibung: Der Konflikt zwischen Kolonisierten und Kolonisatoren lässt sich nicht mehr in „großen Männern“ verkörpern, wenn ihn die Spaltungslinien politischer Organisationen, zwischen Führung und Geführten, Intellektuellen und Massen durchkreuzen. Der Text stellt sich in einer solchen Lektüre weniger als eine Geschichtsschreibung „von oben“ oder „von unten“ dar, denn als eine des mehrseitigen und konstitutiven Konflikts. Eines Konflikts also, der kein bloßes Objekt der Geschichtsschreibung bilden kann, weil sich in ihm erst die Positionen herausbilden, auf denen eine historische Erkenntnis produziert werden kann. Vielleicht lässt „Die schwarzen Jakobiner“ seine Leser*innen auch deshalb nicht los und hört nicht auf neue Lektüren zu provozieren.

Zusätzlich verwendete Literatur:

James, C. L. R. (1947/1980): Dialectical Materialism and the Fate of Humanity. In: Ders.: Spheres of Existence. Selected Writings. Allison and Busby, London, S. 70–105.

Fick, Carolyn E. (2017): C.L.R. James, The Black Jacobins, and The Making of Haiti. In: Forsdick, Charles/Høgsbjerg, Christian (Hrsg.): The Black Jacobins Reader. Duke University Press, Durham and London, S. 60–69.

C.L.R. James 2021:

Die Schwarzen Jakobiner. Toussaint Louverture und die Haitianische Revolution. Übersetzt von:
Jen Theodor und Günter Löffler. 2. Auflage.

b_books, Karl Dietz Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-320-02386-7.

364 Seiten. 20,00 Euro.

Zitathinweis: Ivo Eichhorn: Zeit der Tragödie, Zeit der Massen. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1797>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Anti-Dogmatischer Marxismus



Meike Gerber / Emanuel Kapfinger / Julian Volz (Hg.)
Für Hans-Jürgen Krahl
Beiträge zu seinem antiautoritären Marxismus

Eine Textsammlung würdigt die Person und das Werk Hans-Jürgen Krahl's, eines unterschätzten Denkers der Kritischen Theorie und erzählt dabei die Geschichte der Neuen Linken.

Rezensiert von [Christoph Zeevaert](#)

Der Sammelband „Für Hans-Jürgen Krahl – Beiträge zu seinem antiautoritären Marxismus“ ist nicht nur eine theoretische Rekonstruktion seines Werkes, sondern auch ein Ausflug in die Geschichte der Neuen Linken. Die Herausgeber*innen Meike Gerber, Emanuel Kapfinger und Julian Volz versammeln Autor*innen und Aufsätze, die ein Bild von Krahl als Theoretiker, Aktivist und Philosoph zeichnen. Auch wenn in diesem Band samt und sonders sympathisierende Stimmen versammelt werden, spart er nicht mit Kritik. Das Ergebnis ist ein Andenken, das Krahl auf theoretischer wie praktischer Ebene ernst nimmt, ohne einen linken Ahnenkult um ihn zu inszenieren.

Hans-Jürgen Krahl gilt als einziger Schüler Adornos, der ihm würdig erschien. Gleichzeitig sagte Adorno über ihn: „In Krahl, da hausen die Wölfe.“ Das Verhältnis der beiden zueinander war von einer Ambivalenz geprägt, die selbst symptomatisch für das Verständnis von Krahl's Person ist. Der Sammelband wirft in insgesamt 15 Beiträgen ein Bild auf den SDS-Aktivisten und kommunistischen Praktiker, wie auch auf den Philosophen und Kritischen Theoretiker. Versammelt werden Stimmen, die sich ihm biografisch, theoretisch, praktisch und historisch annähern. Dabei entsteht ein sehr genaues Bild von dem Krahl, der trotz seinem frühen Tod im Alter von nur 27 Jahren zu einer der wichtigsten Stimmen der 68er-Bewegung avancierte und über den sein Genosse und Mitstreiter Rudi Dutschke sagte: „Er war der Klügste von uns allen.“

Get Organized! But how?

Gleich mehrere Aufsätze des Sammelbandes beschäftigen sich mit dem Verhältnis von Theorie und Praxis und der daraus resultierenden Organisationsfrage linker Politik. Diese Schwerpunktsetzung ist nicht zufällig gewählt, sondern entspricht der Bedeutung dieses Spannungsverhältnisses für das gesamte Werk Krahl's. Aus dieser Auseinandersetzung leitet sich der Begriff des *antiautoritären Marxismus* ab. Historisch werden Krahl und sein politisches Spektrum von den Autor*innen des Sammelbandes als Zwischenstimmen beschrieben, irgendwo zwischen organisationsfeindlichen Spontis und einem dogmatischen Marxismus-Leninismus. Diese immer wiederkehrenden Abgrenzungen Krahl's waren kein szenetypisches kulturelles Distinktionsgehabe, sondern Resultat sehr ernsthafter Reflexion über revolutionäre Politik. So grenzt er sich vom Marxismus-Leninismus mit einer Politik ab, die letztlich leninistischer war als diejenige der Politgruppen, die Lenin zu ihrem Maskottchen erkoren haben: Krahl beschäftigte sich mit der spezifisch historischen Situation, mit der er es zu tun hatte und stellte sich die Frage, welche Schritte diese Situation von einer marxistischen Linken erfordert. Der Begriff des Antiautoritären wird so nicht zu einer moralischen Bestimmung, sondern zu einem Bestandteil materialistischer Gesellschaftsanalyse.

Auch wenn die Aufsätze im Sammelband ohne eine Definition des Krahl'schen Antiautoritarismus

auskommen, entsteht ein Begriff dessen, was gemeint ist. Für eine revolutionäre Organisation stellt Krahl die Aktivierung der Menschen als politische Subjekte in den Vordergrund. Er drückt sich dabei nicht um Fragen nach dem Verhältnis von Avantgarde und Basis und löst diese Spannungsverhältnisse nie ohne ein materialistisches Argument auf. So spricht aus seinen Argumenten eine tiefe philosophische Überzeugung, in erster Linie aber die Analyse, dass es in der postfordistischen Gesellschaft der 60er-Jahre einer Organisation bedarf, welche auf die Selbsttätigkeit der Massen zielt.

Durch die Aufsätze, die sich mit der Beziehung von Theorie und Praxis bei Krahl beschäftigen, entsteht also ein Begriff des antiautoritären Marxismus, der nicht aus moralischen Gründen ohne Autoritäten auskommen will und der auch weiterhin über Strukturen wie eine Partei verfügen darf. Denn im Mittelpunkt steht, dass kommunistische Politik auf lange Sicht nicht für, sondern nur gemeinsam mit den gesellschaftlichen Subjekten gemacht werden kann. Antiautoritarismus meint also hier keine Abgrenzung von dem, was Herbert Marcuse mit „revolutionärer Disziplin“ meinte und auch keine Distanzierung zu Verbindlichkeit und Kollektivität. Es meint ein Politikverständnis, dass die Menschen als Subjekte ernstnimmt und die Aufgabe kommunistischer Politik in der Herstellung von Kollektivität sieht, und nicht in einem politischen Dienstleistungsprogramm der Parteien oder Gewerkschaften, deren Praxis mitunter eher auf die Schaffung eines lukrativen Angebotes für potentielle Mitglieder, denn auf die Schaffung politischer Kollektivität zielt. Diese Kollektivität setzt natürlich voraus, dass Menschen sich selbst als gesellschaftliche Subjekte begreifen. Genau darin sieht Krahl die zentrale Aufgabe kommunistischer Politik.

Krahl und die Kritische Theorie

Neben seiner Tätigkeit als Aktivist im SDS Frankfurt beleuchten mehrere Aufsätze des Bandes Krahls Rolle als Vertreter der Kritischen Theorie und ambitionierten Schüler Adornos. Er bemühte sich um den Anschluss seiner politischen Praxis an die Kritische Theorie und kämpfte gleichzeitig erbittert mit seinem Doktorvater Adorno um dieses aufgeladene Spannungsverhältnis. Insbesondere die Frage nach der politischen Praxis, der Adorno bekanntlich kritisch gegenüberstand – er wahrte stets eine deutliche Distanz zur Neuen Linken –, wird als Hauptstreitpunkt zwischen den beiden beschrieben. Der Bruch fand schließlich statt, als Adorno einen besetzten Hörsaal von der Polizei räumen ließ und Krahl sich im Nachgang für die Besetzung vor Gericht verantworten musste.

Theorie und Praxis sind zwei Faktoren, die in Krahls Marxismus untrennbar zusammengehören. Dieser Umstand ist dafür verantwortlich, dass eine Darstellung von ihm als reinem Philosophen notwendigerweise unterkomplex bleibt. Seine Hoffnung in die 68er-Bewegung und die Neue Linke führten ihn im Verlauf der Debatten immer weiter von seinem Lehrer Adorno weg und näher an Marcuse heran, der die Möglichkeit emanzipatorischer Politik zum Dreh- und Angelpunkt seiner Philosophie machte und nicht deren Unmöglichkeit.

Krahl der Praktiker

Krahls theoretische Erwägungen sind leninistischer als diejenigen seiner politischen Kontrahenten aus dem Flügel der Neuen Linken, die sich mit der proletarischen Wende verabschiedeten. Damit ist gemeint, dass sich Krahl sehr ehrlich und radikal die Frage nach der historischen Situation stellte und daraus versuchte abzuleiten, welche Praxis sie für die Linke bedeuten sollte. Sein Blick bezieht in der Tradition der Kritischen Theorie immer mit ein, wie die individuellen Subjekte durch die Gesellschaft zugerichtet werden und was das für die Möglichkeit emanzipatorischer Kämpfe bedeutet. Daraus entstand ein Praxisbegriff, der den politischen Kampf nicht als ewiggültiges Dogma fetischisierte, sondern aus den realen und historisch spezifischen Bedingungen schloss. Dieses Politikverständnis bildet eine im besten Sinne des Wortes materialistisch fundierte politische Praxis, eine Praxis, die ihre Schlüsse zieht aus dem was ist. Teil von dieser ehrlichen Bestandsaufnahme war immer, die Integration der Arbeiter*innenklasse in Vertröstungs- und

vermeintliche Teilhabestrategien des Kapitals ernst zu nehmen und sich der Frage zu stellen, wie die Scheiße, die von Leuten gedacht und gemacht wird in die Köpfe kommt und wie sie dort wieder herauszuholen ist. Dabei geht es insbesondere um die Inkorporation proletarischer Klassenelemente in die Sozialpartnerschaft, die Umleitung von Wut und Antagonismus in die geregelten Bahnen bürgerlicher Glücksversprechen und die ideologischen Angebote, die solche Verrenkungen produzieren.

Der Sammelband ist eine gelungene Einführung in Krahls Denken und Handeln, in die Debatten seiner Zeit und die Schwierigkeiten, die damit verbunden waren und bis heute sind. Er macht deutlich wie die Umriss eines materialistischen Verhältnisses von Theorie und Praxis aussehen könnten, ohne diese aber klar zu benennen. Einige der Aufsätze scheinen unkonkret und abstrakt zu sein, fügen sich aber als Puzzleteile in ein Gesamtbild mit reichlich Erkenntnisgewinn.

Meike Gerber / Emanuel Kapfinger / Julian Volz (Hg.) 2022:

Für Hans-Jürgen Krahl. Beiträge zu seinem antiautoritären Marxismus.

Mandelbaum Verlag, Wien.

ISBN: 978385476-910-1.

304 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Christoph Zeevaert: Anti-Dogmatischer Marxismus. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1800>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Das Privileg zu atmen



Yener Bayramoğlu / María do Mar Castro Varela

Post/pandemisches Leben

Eine neue Theorie der Fragilität

Die Pandemie hat gezeigt, wie zerbrechlich unser normales Leben ist. Was passiert, wenn diese Erschütterung auf sowieso gebrochenes Leben trifft?

Rezensiert von [Andrea Strübe](#)

Entgegen aller Annahmen, Wünsche und Leugnungen befinden wir uns nun bereits in Jahr vier der Covid-19-Pandemie. Doch während die einen noch unter ihren Folgen ächzen oder sich schon in der nächsten Welle befinden, hat sich für andere die Situation derart entspannt, dass man hierzulande meinen könnte, die Gefahr sei nun ein für allemal gebannt. Dementsprechend hat sich die Ignoranz gegenüber den Schwächeren der Gesellschaft wieder normalisiert und von der viel gepredigten Solidarität besonders während der Hochzeiten der Pandemie ist rein gar nichts geblieben. Die meisten haben schlicht keinen Bock mehr auf Rücksichtnahme und Social Distancing. Statt aufeinander aufzupassen, sind wir uns wieder selbst die Nächsten. Dabei hatte für den Großteil der Menschen, für Arme, Subalterne und Unterdrückte, die Pandemie verheerende Auswirkungen: Einsamkeit, Krankheit, Armut, Perspektivlosigkeit, Verluste. Und was während der letzten Jahre an diversen Schauplätzen der Welt wirklich für jede:n sichtbar wurde, gilt auch für die Post-Pandemie: Sie hat zu einer Verschärfung der ohnehin prekären Lebensbedingungen geführt, die noch lange anhalten wird – vor allem da sie so eng verwoben mit anderen globalen Krisen ist.

Dass einige sich in ihrer privilegierten Lage besser über Wasser halten können, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Schock darüber, wie leicht unser gewohntes Leben zu erschüttern ist, allen tief in den Knochen sitzt. Yener Bayramoğlu und María do Mar Castro Varela haben mit ihrem Buch „Post/pandemisches Leben“ diese Erschütterungen in einer „Neuen Theorie der Fragilität“ eingefangen. Fragilität, so stellen sie fest, prägt die Verwobenheit der Menschen mit der Welt und fordert die Anerkennung der Abhängigkeit von anderen Menschen, selbst, wenn uns diese Angst macht. Wir können ohne Andere nicht leben, es geht nicht allein. In dem Moment, in dem alle Kontakte, Begegnungen, Berührungen abgeschnitten werden, sind wir auf uns selbst zurückgeworfen. Das hat uns die Pandemie brutal gezeigt. Fragilität ist indes keineswegs nur eine Begleiterscheinung von Krisen und sie ist nicht nur bei den Subjekten zu suchen, sondern in allem, was zueinander in Beziehung steht: Gesellschaften, Natur-Mensch-Verhältnis, politische Systeme, Weltordnung. Sie ist allgegenwärtig und charakterisiert die Prekarität des Lebens im Kapitalismus heute.

Produziertes Leid

In sieben Kapiteln umreißen die beiden Autor:innen, dass Fragilität nicht nur Nebenprodukt des Kapitalismus ist, sondern auch etwas bewusst Erzeugtes sein kann. Man kann durchaus Profit daraus schlagen. Und auch dann, wenn es nicht um bewusste Strategien geht, wird zu wenig getan, um sie zu vermindern. Um dies zu verstehen, wählen die beiden eine „queer/pandemische“

Analyseform, welche „die Welt von ihren Rändern aus betrachtet“ (S. 25). Dabei soll es nicht um identitätspolitische Betroffenheiten gehen. Vielmehr ist das Ansinnen, den Begriff der „Normalität“, den Zustand, dessen Rückkehr so viele sehnsüchtig erwarteten, bei seiner Wurzel zu packen. Denn „queeres Leben, queere Geschichten, queere Gedanken entziehen sich – durchaus bewusst – herkömmlichen Ordnungsstrategien“ (ebd.). Und Normalität, so zeigt sich, ist auch ohne Pandemie eine ständige lebensbedrohliche Herausforderung. Normalität ist fragil und Fragilität normal.

Mit dieser „queer/pandemischen“ Brille wenden sich die Autor:innen nun in einer Suchbewegung verschiedenen Orten und Geschichten zu, um einerseits auszuloten, wie und wodurch Fragilitäten hergestellt, beziehungsweise kontinuieriert werden und andererseits, um die pandemischen Auswirkungen auf fragiles Leben einzufangen. Sie arbeiten dabei mit einem Sammelsurium theoretischer Zugänge aus der Soziologie, Sozial- und Kommunikationswissenschaft, Queer Theory, (Post)Kolonialen Studien und mehr. Die beiden blicken in das Pandemiegeschehen weltweit, stellen Klassen in Beziehung zu ihren Körpern und ihrem Unterdrückt-Sein, nehmen die globalisierte Online-Community unter die Lupe und werfen den Blick in vergangene Pandemien. So gelingt es ihnen, das Thema in großer Breite aufzufächern und Anknüpfungspunkte zu schaffen. Die Autor:innen legen eine Sammlung von Fragilitäten vor, die sie miteinander in Beziehung setzen, vor dem Hintergrund der Pandemie betrachten und deren Opfer sie konsequent einem mörderischen Kapitalismus in Rechnung stellen.

Profitables Sterben

In der vom Kapitalismus geschaffenen Ungleichheit ist es die „Politik der Starken“ (S. 17), die bewusst Ignoranz produziert. Sie wirkt mörderisch und zerstörerisch. Um diese tödliche Politik zu fassen, knüpfen die Autor:innen an dem Begriff der „Nekropolitik“ an: „Die aktuelle Nekropolitik und ihre spezifischen Regierungspraktiken, dienen einem Nekrokapitalismus, dessen Ziel insbesondere die Profitmaximierung ist – ganz gleich wie viel Leid damit erzeugt wird.“ (ebd.) Mit dem Foucault'schen Konzept der Biopolitik zeigen sie, dass der Staat nicht nur das Leben regiert, sondern auch das Sterben. Dabei geht der Nekrokapitalismus über das Sterbenlassen als quasi unterlassene Hilfeleistung hinaus: Im „sterben machen“ (S. 66), also der Produktion des Sterbens, erfüllt der Staat, der Westen, der Starke oder der Kolonisator eine Aufgabe, die seine Souveränität und Interessen stützt. So wird beispielsweise die Integrität Europas durch das massenhafte Sterben-Lassen/Machen im Mittelmeer hergestellt. So wird die white supremacy im Sterben-Machen George Floyds hergestellt. Hier geht es um die Demonstration von Stärke und Macht, beispielsweise im Rassismus, wo das Eigene durch die Abwertung „des Anderen“ aufgewertet wird. Und so schützt auch Europa das Eigene in seiner Unverletzlichkeit durch die „hingenommenen Toten sowie die Produktion unbekannter Toter“ (ebd.). Sterben tun die Anderen.

Genau dieses Verhältnis wird in der Pandemie erschüttert. Die Fragilität des Lebens und die Möglichkeit des Sterbens werden zurück in das Leben aller katapultiert:

„Pandemien sind Fragilitätskatalysatoren und funktionieren zudem wie ein Vergrößerungsglas: Sie lassen uns erkennen, was nicht evident ist. Andererseits wirken sie aber auch wie ein Brennglas und können rasch einen schwerlöschen Brand auslösen.“ (S. 162)

Während auch die Privilegierten sich plötzlich ihrer Fragilität bewusst werden und begreifen müssen, dass nichts um sie herum so sicher ist, wie es scheint, verschärft sich das Leid der meisten Menschen noch einmal spürbar. In einer Zeit, in der der ganzen Welt sprichwörtlich die Luft wegzubleiben droht – Atmen noch mehr zum Privileg wird – zeigt sich, wer versuchen kann, seine Gesundheit zu retten und wer nicht. Die durch unmittelbare Fragilitätserfahrungen ausgelösten panischen Reflexe zeigen eine zweifache Ausbreitung der Pandemie „als Krankheit und als Ideologie“ (S. 104). Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich zu Beginn von Covid-19 Schuldzuweisungen gegen China. Wie schon in der HIV/Aids-Pandemie waren es auch diesmal die Körper „der Anderen“, die das Virus in sich trugen und es verbreiteten. Der Rassismus, aber auch

Verschwörungserzählungen, erlebten binnen kürzester Zeit erneut Hochkonjunktur – medial forciert und per Mausklick millionenfach verbreitet.

Welche Lehren lassen sich nun aus der Pandemie ziehen? Laut Bayramoğlu und Castro Varela wäre schon viel damit getan, die Fragilität des Lebens, auch die eigene Fragilität anzuerkennen:

„Die Anerkennung der Zerbrechlichkeit des eigenen Lebens dient [...] als Grundlage für ein Nachdenken darüber, ob wir angesichts der Prekarität und Gewalt, die so viele Leben durchzieht, überhaupt von einem ‚guten Leben‘ als Norm sprechen sollten. Damit stoßen wir auf die trickreiche Frage, ob es überhaupt möglich ist, auf den Schultern des Leidens ‚Anderer‘ ein gutes Leben zu führen.“ (S. 37)

Im Anschluss an diese Einsicht plädieren die beiden im Sinne der postkolonialen Theoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak für das Training der „ethischen Reflexe“ (S. 183). Das Anthropozän kenne keine Ethik mehr. Optimismus sei ob der gegenwärtigen Zustände grausam und Sorglosigkeit naiv. Zwar findet sich im Buch wenig über gemeinsame Widerstandskämpfe, jedoch sind die scharfe Kritik und die klare Positionierung, dass „Handeln und Verantwortung sich nicht auf eine individuelle Ebene reduzieren lassen“ (S. 100) gute Beiträge für das Training unserer ethischen Reflexe. Ein lesenswertes Buch – mit Schlechte-Laune-Garantie.

Yener Bayramoğlu / María do Mar Castro Varela 2021:
Post/pandemisches Leben. Eine neue Theorie der Fragilität.
transcript, Bielefeld.
ISBN: 978-3-8376-5938-2.
208 Seiten. 19,50 Euro.

Zitathinweis: Andrea Strübe: Das Privileg zu atmen. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023.
URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1802>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Auf philosophischen Umwegen



Theodor W. Adorno

Nachgelassene Schriften. Abteilung IV: Vorlesungen
Kants „Kritik der reinen Vernunft“. Herausgegeben von Rolf
Tiedemann

*Statt einer Einführung zu Kant nutzt Adorno die Kritik der reinen Vernunft
als Vehikel, eigene Gedanken auszuwalzen.*

Rezensiert von [Peter Schadt](#)

Die Grundlage des vorliegenden Bandes bildet eine Vorlesung über Kant, die Theodor W. Adorno im Sommersemester 1959 in Frankfurt gehalten hat. Diese wurde, wie für die als „Kolleg“ bezeichneten Veranstaltungen des Philosophen und Soziologen seit dem Wintersemester 1957 üblich, mit einem Tonbandgerät aufgenommen. Das Tonband wiederum wurde von einer Mitarbeiterin Adornos abgehört und transkribiert, das Tonband selbst anschließend für das nächste Kolleg wiederverwertet. Dieses Manuskript war dann – nach der Löschung des Tonbands – lange Zeit das einzige schriftliche Zeugnis der Vorlesung, sieht man einmal von den Stichwörtern ab, mit welchen Adorno selbst sich die Eckpunkte seiner ansonsten freien Rede vor dem Kolleg absteckte. Auf der Grundlage dieses Manuskripts editierte Rolf Tiedemann wiederum einen Band, der 1995 – also mehr als 20 Jahre nach dem Tod Adornos – in der gebundenen Reihe „Nachgelassene Schriften – Abteilung IV: Vorlesungen: Band 4“ bei Suhrkamp erschien. Nun 2022, fast fünf Jahre nach dem Tod von Tiedemann, erschien der Band als Taschenbuch. So viel zu den Umwegen der Editions-geschichte.

Verständnisprobleme

Und als würde sich diese Form auf den Inhalt niederschlagen, geht auch dieser einen Umweg. So formulierte der Herausgeber bereits 1995, dass Adorno in seiner Vorlesung über Immanuel Kants „Kritik der reinen Vernunft“ einen merkwürdigen Schwenker macht. Er stellt seinen Studierenden die Dialektik als Gedankenform vor, „dessen Elemente ich Ihnen an Kant entwickelt habe“ (S. 352), die aber bereits viele Überlegungen seiner späteren „Negativen Dialektik“ vorwegnehmen. Entsprechend stellt der Herausgeber trocken fest: „Deutlicher konnte Adorno nicht sagen, worum es ihm ging; nicht um immanente Auslegung des historischen Kant; er verhandelte vielmehr bei Gelegenheit Kants Fragestellungen der eigenen Philosophie.“ (S. 422) Adorno geht in der Vorlesung also einen Umweg über Kant zurück zu seinen eigenen Überlegungen. Diese Doppelung des Gegenstandes, also die Darstellung von Adornos Philosophie, vermittelt über die Erkenntnistheorie des Aufklärers Kant, mag wohl dafür noch mehr für dafür verantwortlich sein, dass „die Mehrzahl der Studenten durch seinen Vortrag überfordert wurde“ (S. 419), als das „Niveau“ (ebd.) der Vorlesungen selbst, dass Tiedemann ursächlich für die Verständnisprobleme sieht.

Da Adorno über weite Strecken – lediglich durch Kant vermittelt – doch seine eigenen Überlegungen zur Dialektik vorstellt, sollte zuerst einmal vor einem Missverständnis gewarnt werden: Hier liegt keine Einführung in Kants Werk vor, sondern eine Einführung in das Denken Adornos, dargestellt anhand seiner Kantrezeption. Wer sich mit dem Aufklärer und dessen

erkenntnistheoretischen Überlegungen beschäftigen möchte, sollte also zu einem anderen Buch greifen. Aber die meisten Leser*innen dürften den Band wohl – wenn überhaupt – genau wegen dessen berühmtem Autor kaufen und lesen, und nicht wegen eines Interesses an dem alten Königsberger. Neben der Prominenz Adornos hat das auch mit Kants Stellung in der Philosophie zu tun: Einerseits kennt ihn jede*r. Andererseits gelten seine Lehren als derart unangefochtene Grundlagen der modernen Philosophie, dass viele seiner Urteile längst zu Kalendersprüchen degradiert wurden. Politiker*innen zitieren den kategorischen Imperativ und Soziolog*innen relativieren jede Kritik damit, dass das *Ding-an-sich* bekanntlich nicht zu fassen sei. Anders gesagt: Gelesen zu werden, ist gar nicht wichtig für das Funktionieren eines Klassikers im Philosophiebetrieb eines bürgerlichen Staates; er ist Berufungsinstanz.

Welcher Philosoph spricht hier eigentlich?

Das ist auch seine Funktion bei Adorno: Kant dient dem kritischen Philosophen als Instanz zur Beglaubigung und als Anlass für die eigenen Überlegungen. Entsprechend mäandert die Vorlesung zwischen Würdigung des Klassikers und Entwicklung der eigenen Positionen. So ist der Band weder als Einführung zu Kant noch zu Adorno zu empfehlen. Gerade die Urteile des Frankfurters über Erkenntnistheorie und Dialektik sind in seinen „Fragen der Dialektik“ (Rezension in [kritisch-lesen.de #64](https://kritisch-lesen.de/#64)), die vier Jahre später in Frankfurt Gegenstand des Kollegs waren, viel klarer dargelegt.

Haben wir hier also einen unnützen Band vorliegen? Nicht ganz. Dort, wo Adorno Kant ernst und nicht als Sprungbrett für eigene Überlegungen nimmt, finden sich durchaus spannende Hinweise auf die Widersprüche beim Versuch des Königsbergers, Rechenschaft über das Erkenntnisvermögen abzulegen:

„[...] wenn einer auf der einen Seite der Metaphysik vorwirft, daß hier die Vernunft ihr eigener Schüler sein wollte, dann ist natürlich in einem Verfahren, in dem die Vernunft sich zum Kritiker der Vernunft aufwirft, die Vernunft ganz gewiß in einem nicht geringeren Maße ihr eigener Schüler. [...] Sie werden, wenn Sie die Metaphorik durchdenken, die hier bei Kant vorliegt, bemerken, daß das ein etwas sonderbarer Gerichtshof ist: nämlich ein Gerichtshof, in dem eigentlich der Richter, der Kläger und der Angeklagte alle drei dieselbe Person sind.“ (S. 86)

Wenn Kant also das Projekt verfolgt, die „vorgehende Prüfung des Vermögens oder Unvermögens der Vernunft“ (Kant 1995, S. 53) durchzuführen, dann leistet er sich eben einen Widerspruch: Wer soll diese Prüfung auch leisten, wenn nicht die Instanz, die geprüft werden soll? Solche kurzen Hinweise sind aber kaum ein Grund, 354 Seiten Adorno über Adorno zu lesen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Kant, Immanuel (1995): Kritik der reinen Vernunft. Werke, Band zwei. Köln: Könenmann.

Theodor W. Adorno 2022:

Nachgelassene Schriften. Abteilung IV: Vorlesungen. Kants „Kritik der reinen Vernunft“.

Herausgegeben von Rolf Tiedemann.

Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.

ISBN: 978-3-518-29968-5.

440 Seiten. 25,00 Euro.

Zitathinweis: Peter Schadt: Auf philosophischen Umwegen. Erschienen in: *Erinnern von unten*. 66/ 2023. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1804>. Abgerufen am: 22. 01. 2023 18:37.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2023 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.